

## **Bestimmungsort: Saarland**

Tschechische Zwangsarbeiter erinnern sich

Umschlaggestaltung (Roman Eder) unter Verwendung folgender Originale:

VORDERSEITE

Trümmerbeseitigung in Saarbrücken, 1943  
Briefumschlag mit der Saarbrücker Adresse  
der 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons

RÜCKSEITE

Angehörige der Arbeitsbataillonen,  
in Saarbrücken am 10. 3. 1943

**Jana Havlíková / Lucie Vondryšková**

**Bestimmungsort: Saarland**

**Tschechische Zwangsarbeiter erinnern sich**

**Gemeinnützige Gesellschaft Lebendige Erinnerung  
Praha 2004**

**Die Publikation entstand mit Unterstützung  
des Stiftungsfonds Tschechischer Rat  
für die NS-Opfer.**

**Die Realisierung der Interviews unterstützte  
die Heinrich-Böll-Stiftung Saar.**

**Abschnitte aus den Büchern von Karel Ptáčník  
veröffentlicht unter freundlicher Genehmigung  
von Frau Alena Ptáčnicková.**

Aufnahme und Umschrift von Interviews:  
Tomáš Dvořák, Tereza Hamplová,  
Jana Havlíková, Barbora Hudcová,  
Viola Jakschová, Pavla Plachá,  
Lucie Vondrysková

© 2004 by Gemeinnützige Gesellschaft Lebendige Erinnerung  
© 2004 Übersetzung Miriam Mráčková, Sabine Podrabská

Umschlagbild: Roman Edr  
Druck: Druckerei Grantis GmbH, Ústí nad Orlicí

ISBN 80-239-4055-4

## INHALT

VORWORT .....	7
EINLEITUNG .....	11
TSCHECHISCHE ZWANGSARBEITER IM SAARLAND .....	15
ZUR ENSTEHUNG DER GESPRÄCHE .....	23
BIOGRAFIEN VON ZEITZEUGEN.....	25
BERICHTEN VON ZEITZEUGEN .....	35
Männer in Uniformen .....	35
- Auf dem Arbeitsamt .....	35
- Fahrt ins Unbekannte .....	39
- Soldaten der Arbeit .....	44
- Lebensbedingungen.....	52
- Strafen .....	59
- Nach der Arbeit .....	61
- Luftangriffe .....	63
- Erinnerungen an das Saarland .....	71
- Rückkehr .....	76
- Nach sechzig Jahren .....	81
- Entschädigung .....	83
- Jahrgang 21 .....	85
Frauen in der Industrie.....	87
DOKUMENTENANHANG .....	95



## VORWORT

Nach der Besetzung der böhmischen Länder 1939 durch das nazistische Deutschland kam es auf Anordnung der nazistischen Führung zur schrittweisen Deportation junger Tschechen zur Zwangsarbeit nach Deutschland und von Deutschland besetzte Länder. Die Deportation erfolgte ab 1942 vor allem in Massentransporten auf der Grundlage von Dienstverpflichtungsbescheiden, welche von mit Deutschen besetzten Ämtern ausgestellt wurden.

Nichtbefolgung des Dienstverpflichtungsbescheids wurde mit hohen Geldbußen und Gefängnis bestraft. Insgesamt wurden so an verschiedene Orte – sogar bis hinter den Polarkreis – mehr als 600.000 junge Tschechen deportiert, vor allem zu untergeordneter Arbeit in deutschen Fabriken, in der Landwirtschaft, bei der Eisenbahn, beim Bau von Kriegsbefestigungsanlagen, bei Aufräumarbeiten nach Luftangriffen usw.

Die Zwangsarbeiter waren meist massenweise in Lagern untergebracht, wo hygienisch ungenügende Zustände herrschten und nur eine unzureichende ärztliche Pflege vorhanden war. Die Betroffenen arbeiteten täglich 12 Stunden und mehr. Das Essen war ärmlich und widerlich und die gesamte Fürsorge um sie bestand darin, dass die Zwangsarbeiter aus Böhmen und den anderen besetzten Ländern – nach dem Prinzip des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz Sauckel – „nur solch eine Nahrung, Obdach und Behandlung bekommen sollen, die eine maximale Ausnutzung bei minimalen Kosten ermöglicht“.

Die Dauer der Zwangsarbeit betrug von einigen Monaten bis zu einigen Jahren. Am meisten betroffen waren die Jahrgänge 1921 bis 1924, aber unter den Zwangsarbeitern waren auch Jüngere, die noch nicht einmal 16 waren. Diese jungen Menschen wurden durch die Deportation abrupt von ihren Familien und nahen Freunden getrennt, die sie noch nicht einmal besuchen durften. Oft mussten sie auch Schulen verlassen, wo sie sich gerade auf ihren zukünftigen Beruf

vorbereiteten und wurden neuen harten Lebensbedingungen, einschließlich Luftangriffen und brutalem Umgang ausgesetzt.

Weitaus nicht alle Tschechen, die zur Zwangsarbeit in Deutschland eingesetzt wurden, kamen in ihre Heimat wohlbehalten zurück. Etwa 5000 verloren ihr Leben fern von der Heimat infolge von Luftangriffen, Krankheit und nazistischen Repressionen. Um die 3000 Zwangsarbeiter kehrten als Invaliden oder mit verminderter Arbeitsfähigkeit zurück. Weitere Zehntausende litten ihr ganzes Leben an den Folgen der Zwangsarbeit. Einer privaten Statistik zufolge erlitt jeder siebte Zwangsarbeiter einen ernsten Arbeitsunfall, jeder vierte erkrankte ernsthaft, jeder sechster wurde bei Fluchtversuchen oder bei der Verletzung der Arbeitsdisziplin ertappt und mit Gefängnis bestraft.

Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs begannen viele ehemalige Zwangsarbeiter damit, sich in Gruppen je nach den Einsatzorten zu treffen. Zur Gründung einer gesamtstaatlichen Organisation ehemaliger Zwangsarbeiter mit dem Namen „Svaz nuceně nasazených československých občanů za 2. světové války v Německu a ostatních Německem okupovaných zemích“ (Verband der tschechoslowakischen Zwangsarbeiter während des 2. Weltkriegs in Deutschland und in den von Deutschland besetzten Ländern) kam es jedoch erst im Mai 1990 nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“. Der neu entstandene Verband setzte sich zum Ziel, alle während des Kriegs aus den böhmischen Ländern nach Deutschland deportierten Opfer der Zwangsarbeit zu registrieren, soviel wie möglich Erinnerungsstücke an diese Zeit zusammenzutragen, um diese für die Nachwelt zu erhalten und zu erreichen, dass diesen Opfern der nazistischen Gewalt eine angemessene Genugtuung zukommt. All diese Aufgaben gelang es dem Verband, schrittweise zu realisieren. Während seines Bestehens wurden mehr als 66 000 Opfer der Zwangsarbeit registriert und ein umfangreiches Depositar mit über 25 000 Dokumenten, Briefen, Fotografien und verschiedenen Gegenständen aus der Zeit der Zwangsarbeit geschaffen. Diese Zeitspanne wurde vor allem

der jungen Generation in Form von zahlreichen Ausstellungen, Publikationen und Gesprächen mit Zeitzeugen in der Tschechischen Republik und auch in Deutschland zugänglich gemacht. Der Höhepunkt der Tätigkeit war das Zusammenbringen einer großen Menge von persönlichen Dokumenten und eine bedeutende Unterstützung bei der Abwicklung der humanitären Leistungen an die Opfer der Sklaven- und Zwangsarbeit aus der neu gegründeten deutschen Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und dem österreichischen Versöhnungsfonds. Der Verband der Zwangsarbeiter war nicht nur auf einheimischen Boden tätig, sondern arbeitete auch mit ausländischen Organisationen zusammen, vor allem in Polen, Frankreich und Deutschland – mit dem gemeinsamen Ziel, dass Zwangsarbeit und ähnliche Gewalt sich in Zukunft nie wieder wiederholen.

Ing. Karel Růžička  
Vorsitzender des Verbandes der Zwangsarbeiter



## **EINLEITUNG**

Die Ausstellung über die tschechischen Zwangsarbeiter mit besonderer Berücksichtigung des Saarlandes steht am Ende eines Weges, der symptomatisch ist für den langen Prozess der gegenseitigen Annäherung zwischen den europäischen Ländern, die über 40 Jahre durch den eisernen Vorhang voneinander getrennt waren.

Es war kurz nach dem Fall der Berliner Mauer, als die Saarbrücker Zeitung einen Artikel über den Besuch von Květoslav Brázdil in dem Betrieb brachte, in dem er während des Krieges gearbeitet hatte. Der Artikel wurde in dem Ton geschrieben, als hätte es damals für einen jungen Tschechen kein größeres Glück gegeben, als im Reich zu arbeiten. Damit entsprach er der damals in der Bundesrepublik herrschenden Meinung, als würden die Tschechen im Krieg im Reich freiwillig gearbeitet haben. Auch das Buch von Hans-Henning Krämer und Inge Plettenberg „Der Feind schafft mit“ aus den achtziger Jahren erwähnte die Tschechen nur am Rande.

Auf meinen Leserbrief, in dem ich auf andere Tatsachen aufmerksam machte – ich konnte mich noch aus meiner Kindheit gut an das Wort „Totaleinsatz“ erinnern und die besorgten Gesichter der Freundinnen meiner Mutter, wenn sie über ihre im Reich arbeitenden Söhne und Töchter sprachen – reagierte Reiner Petto aus dem Saarländischen Rundfunk mit dem Angebot, darüber ein Hörfunk-Feature zu machen. Sehr wahrscheinlich interessierte ihn besonders, dass im Saarland während des Krieges auch der spätere bekannte tschechische Schriftsteller Karel Ptáčník zwangsverpflichtet war, der seine Kriegserfahrungen in seinem Roman „Jahrgang 21“ verarbeitete. Und so saß ich ein paar Wochen später im Prager Café Slávie, vor mir das Panorama vom Hradschin, auf dem Tisch ein altes Album mit Bildern aus dem Saarland während des Krieges. Auch die durch einen Bombenangriff zerstörte Bahnhofstraße fand sich darin und Saarlouis figurierte hier unter dem Namen Saarlautern. Das Gespräch mit Karel Ptáčník öffnete mir einen neuen Blick auf meine zweite Heimat: Bis dahin wusste ich nicht, dass an dem Bau des

nicht zu zerstörenden Bunkers in der Mitte der Stadt auch tschechische Zwangsarbeiter beteiligt waren und der idyllische Saarkanal bei Saargemünd der beliebte Ort unserer Sonntagsspaziergänge während des Krieges ein Platz für Arbeitssklaven aus ganz Europa war.

Mein Feature weckte damals keine besonders große Aufmerksamkeit. Erst etwa sechs Jahre später, als die Verhandlungen über die Entschädigung für die ehemaligen Zwangsarbeiter aus Ost- und Mitteleuropa begannen, wurde diese Geschichte auch für die Medien interessant. Damit öffnete sich auch die Möglichkeit, an dem Thema weiter zu arbeiten, auch Dank der Stiftung Demokratie im Saarland und dem Saartoto. Das Ergebnis war unter anderem eine fünfteilige Reportage über die zwangsverpflichteten Tschechen im Saarland in der Saarbrücker Zeitung und ein Artikel in der Wochenzeitschrift „Freitag“. In dieser Zeit begann auch eine Gruppe junger Historiker in dem Büro für die Opfer des Nationalsozialismus die Unterlagen für die Entschädigung vorzubereiten. Es war eine Pionierarbeit. Denn obwohl in Tschechien die Zwangsverpflichtung ins Reich der sogenannte Totaleinsatz eine Grunderfahrung der zwischen 1920 und 1924 Geborenen darstellte, existierte darüber nur eine einzige historische Monografie von František Mainuš aus dem Jahr 1971. (Ein Exemplar findet sich auch in der Bibliothek der Universität des Saarlandes.) Von ungefähr 580 Tschechen, die während des Krieges im Saarland zeitweilig gearbeitet hatten, lebten damals nur noch 80. Die Gespräche mit ihnen wurden zum wichtigen Material für die Ausstellung.

Aus der Perspektive des Einzelnen gesehen war auch die Erfahrung der Zwangsarbeit ambivalent. Zumal die tschechischen Zwangsarbeiter nicht zu den Arbeitssklaven zählten. Auf der einen Seite stand hier das gewaltsame Herausreißen aus der Familie und den Zuhause, der Verlust der Lebensperspektive und vor allem die harte, erschöpfende und abstumpfende Arbeit. Auf der anderen Seite, selbst in dieser beklemmenden Situation, entstanden zwischen-

menschliche Kontakte, die die Barrieren zwischen den Menschen überwinden und Vorurteile abbauen. In ein paar Fällen fanden die Zwangsverpflichteten sogar in dem feindlichen Deutschland sogar ihre zukünftigen Lebenspartner. Diese helleren Seiten können die Zwangsarbeit natürlich nicht rechtfertigen, stellen sie allerdings in den Fundus der historischen Erfahrungen eines vereinigten Europas.

Alena Wagnerová  
Schriftstellerin und Publizistin



## TSCHECHISCHE ZWANGSARBEITER IM SAARLAND

In dieser Einleitungsstudie ist es, zuerst kurz die schrittweise Einführung des Systems der Zwangsarbeit im Protektorat Böhmen und Mähren aufzuzeigen. Danach werden wir uns detailliert den Schicksalen der Tschechen widmen, die gezwungen waren, im Saarland zu arbeiten und die durch das Zusammenspiel der Umstände die zwei markantesten Gruppen unfreiwilliger tschechischer Arbeiter im Reich darstellen. Abschließend halten wir kurz inne, um den zur Zeit in der Tschechischen Republik stattfindenden Prozess der Auszahlung humanitärer Leistungen an ehemalige Zwangsarbeiter zu betrachten.

Das System eines gesteuerten Arbeitsmarktes, aus dem sich stufenweise das System der Zwangsarbeit entwickelte, begann sich im Protektorat Böhmen und Mähren sehr bald zu konstituieren: im September 1939 entstanden Arbeitsämter, im Juli 1941 wurde nach deutschem Gesetz das Arbeitsbuch eingeführt, das eine wirksame Kontrolle aller Erwachsenen ermöglichte. Im Mai 1942 erließ die Protektoratsregierung eine Verordnung, die es zuließ, auf dieser Grundlage jeden arbeitsfähigen Bewohner des Protektorats zur Arbeit zuzuweisen und schon im Juni jenes Jahres verlangte der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel für die Bedürfnisse der Reichskriegswirtschaft den Einsatz von 100 000 Arbeitern.

Das Protektoratsministerium für Wirtschaft und Arbeit entschied, dass diese Forderung nur durch die Auswahl der Jahrgänge 1921 und 1922 erfüllt werden kann. Da bei der Überprüfung der einzelnen Adepten für die Arbeit im Reich festgestellt wurde, dass deren Anzahl immer noch nicht ausreichend ist, wurden in die Transporte nach und nach auch die Jahrgänge 1918, 1919 und 1920 einbezogen. In der erdrückenden Atmosphäre harter Gegenmaßnahmen nach dem Attentat an den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich gelang es endlich, die geforderte Quote zu erfüllen. Das Jahr 1942

stellte somit den Höhepunkt der Mobilisierung tschechischer Arbeitskräfte für den Bedarf der deutschen Kriegswirtschaft dar.<sup>1</sup>

Über 2200 junger Männer<sup>2</sup> erhielten im Oktober 1942 den Verpflichtungsbescheid, auf dessen Grundlage sie dem Arbeitsamt Idar/Oberstein zur Verfügung zugeteilt wurden; Arbeitgeber: Organisation L, Ziel: Baumholder. Auf diesem Truppenübungsplatz des Militärkreises XII wurden sie in drei Transporten versammelt. Hier mussten sie ihre Zivilkleidung abgeben, im Gegenzug erhielten sie alte Uniformen verschiedener Herkunft, die alle braun eingefärbt worden waren. Dann wurden sie in Kompanien mit jeweils 200–250 Männern so eingeteilt, dass in jeder alle Bauberufe vertreten waren (Landarbeiter und Studenten wurden als Hilfsarbeiter eingestuft) und dann in Arbeitsbataillone (L) der sogenannten Landesbautruppen eingegliedert.<sup>3</sup>

Diese Gruppierungen existierten im Rahmen der regulären Wehrmacht schon vorher, aber erst auf der Grundlage des Erlasses von H. Göring vom August 1942 und späteren Anordnungen von Fritz Sauckel sollten für die Beseitigung von Fliegerschäden und für die

---

<sup>1</sup> F. Mainuš: Totální nasazení. Češi na pracích v Německu 1939-1945. Brno 1970, S. 87.

<sup>2</sup> Vgl. Staatliches Zentralarchiv in Prag (weiter Staatliches Zentralarchiv), Amt des Reichsprotectors, Karton 467, I-6-3021. Da es sich in diesem Fall um risikoreiche Zwangsarbeit handelte, mussten über die gesamte Zeit hinweg ständig die Bestände der einzelnen Truppen aufgefüllt werden. Insgesamt wurden so etwa 3000 Angehörige des Protektorats eingesetzt.

<sup>3</sup> Wie das Zitat aus einem Zuweisungsbescheid andeutet, hat sich bei den Zivilbehörden für diese Formation - vielleicht in Anbetracht der bereits existierenden Organisation Todt - die Bezeichnung „Organisation L“ eingebürgert. Die Ähnlichkeit der ausgeübten Tätigkeit beider Organisationen führte dann auch zu einer Annäherung bei der benutzten Terminologie – im Bericht des Ministeriums für Arbeit und Wirtschaft vom 2. 2. 1943 erscheint im Zusammenhang mit den Arbeitsbataillonen die Abkürzung OL, die deutlich auf den Zusammenhang mit der Organisation Todt (OT) verweist. Vgl. Staatliches Zentralarchiv, Amt des Reichsprotectors, Karton 1084.

Durchführung besonderer Bauarbeiten ausländische Arbeitsbataillone eingesetzt werden, die aus Zwangsarbeitern zusammengesetzt waren.<sup>4</sup>

Obwohl es sich um Zivilisten handelte, unterlagen diese Dienstverpflichteten als Angehörige des Wehrmachtgefolges der militärischen Führung. Die Tatsache, dass es sich auf sie sowohl Militär-, als auch Zivilvorschriften bezogen, erschwerte nur ihre Lage und die Unklarheiten über ihren Status dauerten über die gesamte Kriegszeit an.

Der hauptsächliche Arbeitsinhalt dieser Einheiten bestand in der Trümmerbeseitigung nach Luftangriffen, dem Bau von Notstandunterkünften und Luftschutzbunkern auf dem ganzen Reichsgebiet. Ihr Interesse an dieser Art von Arbeitskraft zeigten auch die saarländischen Behörden. Durch Verhandlungen mit den zuständigen Militärorganen<sup>5</sup> gelang es zum Schluss, die Ankunft dreier „Tschechenkompanien“ zu gewährleisten.<sup>6</sup>

Den Aufenthalt und die Verteilung tschechischer Angehöriger der Arbeitsbataillone im Saarland kann nur sehr schwerlich rekonstruiert werden. In Anbetracht ihres halb-militärischen Status ihre Existenz in den Statistiken der Zivilbehörden nicht ausreichend reflektiert wurde

---

<sup>4</sup> Staatliches Zentralarchiv, Amt des Reichsprotectors, Karton 467, I-6-3021, Bericht vom 12. 11. 1942. Außer Tschechen waren in diesen Truppen Polen und ehemalige Kriegsgefangene im Einsatz: Holländer, Belgier und Franzosen.

<sup>5</sup> Kompanien, die ins Saarland eingesetzt worden waren, unterstanden dem Oberkommando in Eltville – es handelte sich um das Kommando der Landesbautruppen 4, die nach der Reorganisation am 11. 10. 1943 in Höher-Landesbau-Pionier-Führer 4 umbenannt wurden und die ab 1. 11. 44 bis Kriegsende unter der Bezeichnung Landes-Pionier-Oberbaustab XII fungierte. Vgl. Tessin, G.: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945, Bd. 3. Die Landstreitkräfte 6-14, s. 254, Osnabrück 1974 und Bd. 1. Die Waffengattungen. Gesamtübersicht, Osnabrück 1977, s. 237.

<sup>6</sup> Stadtarchiv Saarbrücken, Großstadt 3829.

und nach Absolvierung der Exerzierausbildung in der Graf-Werder-Kaserne in Saarlautern<sup>7</sup> wurden zur Erhöhung der Aktionsfähigkeit aus meisten Kompanien spezielle Arbeitskommandos mit 20 bis 60 Männern ausgegliedert, die sich an einem Arbeitsplatz abwechseln konnten.<sup>8</sup>

Schon im November 1942 arbeiteten einzelne Gruppen im südöstlichen Gebiet des Saarlandes – in Medelsheim, Bebelsheim und Gersheim – an der Schadensbeseitigung nach den Kämpfen im Winter 1939/40. Weitere Kommandos, die in Forbach (Nord-Kaserne), Saargemünd (heute Sarreguemines, FR) und Saaralben (heute Sarralbe, FR) untergebracht waren, wurden für die Reparatur und Befestigung des Saarkohlenkanals eingeteilt. In Saarbrücken selbst waren Angehörige der 5. und später auch der 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons bestimmt für die Aufräumungs- und Renovierungsarbeiten nach dem Luftangriff am 29./30. Juli 1942, ob es sich nun z. B. um die Räumung der Hitlerstrasse (heute Bahnhofstrasse) oder des Gautheaters handelte. Vom Ort ihres vorübergehenden Aufenthaltes in der Cecilienschule aus wurden sie auch zur Arbeit bei kleineren Arbeitgebern eingeteilt. Gegen Ende ihres

---

<sup>7</sup> In den Jahren 1939-1945 wurde die Stadt Saarlouis im Rahmen der Zusammenführung mit einigen anderen Gemeinden umbenannt in Saarlautern.

<sup>8</sup> Dabei deuten einige erhaltene Dokumente noch darauf hin, dass es Anfang 1943 zur Umgliederung der Kompanien bzw. deren Zugehörigkeit zu einzelnen Bataillonen kam. Die Tschechen bildeten in Baumholdern ursprünglich auch Formationen des 14. Arbeitsbataillons. Bisher gelang es, die Existenz der 1., 2. und 4. Kompanien nachzuweisen (bei den beiden letzten auch ihre Anwesenheit im Saarland). Ihre letzten Spuren verlieren sich im Saarland im Februar 1943, wo z. B. anstelle der Kompanie 2/14 L die Kompanie 6/13 auftritt, und man kann auch nicht die Verschiebung zwischen den Kompanien 1/14 und 5/13 ausschließen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die Kompanien des 14. Arbeitsbataillons L später erneut zusammengestellt wurden, und zwar aus italienischen Kriegsgefangenen. Vgl. Tessin, G.: c. d., Bd. 3, s. 237.

Aufenthaltes auf diesem Gebiet beteiligten sie sich am Stollenbau in der damaligen Feldmannstrasse und in Reppersberg.<sup>9</sup>

Da jedoch rückte schon der Frühling 1943 näher, der für die meisten von ihnen die Verlegung aus dem Saarland in mehr beschädigte Gebiete bedeutete. Die ersten Kommandos verlassen das Saarland Anfang Mai und zu ihrer neuen „Heimat“ wird für einige Monate die Stadt Essen bzw. Mannheim, die später von Kassel, Zeitz oder Wiesbaden und anderen deutschen Städten abgewechselt werden.

In diesem Zeitraum wurde jedoch über das Schicksal einer weiteren Gruppe tschechischer Jugendlicher entschieden. Die Misserfolge der Wehrmacht an der Ostfront führten im Februar 1943 zur Ausrufung des Totalkriegs und zu erhöhter Musterung in die Armee.

Die deutsche Rüstungsproduktion kämpfte mit einem ständig steigenden Mangel an Arbeitskräften. Die Aufmerksamkeit des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion Albert Speer wandte sich nun auch dem Protektorat Böhmen und Mähren zu, von wo auf seine Forderung hin ungefähr 60 000 Arbeiter für die Luftwaffenproduktion gestellt werden sollten.

Im Zusammenhang mit der wachsenden Intensität der Bombenangriffe auf das eigene Reichsgebiet wuchs auch die Bedeutung des Protektorats als geeignetes, wenn auch nur vorübergehendes „Versteck“ für die Luftwaffenproduktion.<sup>10</sup> Die Repräsentanten der

---

<sup>9</sup> Stadtarchiv Saarbrücken, Großstadt 3829, Besprechung am 9.3.1943.

<sup>10</sup> In diesem Zeitraum können wir nicht nur die Verlagerung von Betrieben aus Deutschland ins Protektorat feststellen, aber auch die Entstehung neuer Filialen. Die Firma Junkers z.B. gründete zuerst ihre Zweigstelle in Prag-Vysočany und später eröffnete sie Betriebe in Dvůr Králové (Königgrätz) und in Semily (Semil) in Ostböhmen. Das Unternehmen Daimler-Benz verlegte einen Teil seiner Produktion nach Nová Paka (Neupaka), Stará Paka (Altpaka) und Jičín (Jitschin, ebenfalls Ostböhmen) und die Hamburger Klöckner Flugmotorenwerke suchten sich das mährische Kuřim (Gurein) bei Brünn aus.

Besatzungsmacht wehrten sich somit in Anbetracht des Bedarfs der örtlichen Industrie gegen die Erhöhung der regelmäßigen Kontingente an Arbeitskräften.

Als Ergebnis des Kompromisses zwischen dem Reichsminister und den Vertretern der Protektoratsverwaltung mit K. H. Frank an der Spitze wurde entschieden, die Angehörigen des Jahrgangs 1924 zu einer Umschulung in Fabriken im Reich zu schicken. Ab Mitte September 1943 tauchten zwischen den „Vierundzwanzigern“ die ersten verpflichtenden Aufforderungen aus den Arbeitsämtern auf, aufgrund deren von Januar bis Mai 1944 30 000 junge Männer und Frauen in das Reich mussten.

Die Angehörigen des Jahrgangs 1924 sollten ursprünglich 10 Monate zur Arbeit in Deutschland bleiben und dann als qualifizierte Arbeiter in die Fabriken ins Protektorat zurückkommen. Viele von ihnen mussten jedoch länger bleiben und wegen Luftangriffen der Alliierten wurden sie oft voneinander getrennt und in weniger beschädigte Betriebe eingeteilt. So gerieten im Sommer 1944 nach der Ausbombung des ursprünglichen Arbeitgebers in Frankfurt am Main acht tschechische Mädchen ins saarländische Ensheim.

Auch ihr Aufenthalt in der örtlichen Filiale der Firma Seeger und Co dauerte nicht allzu lang, das mindert jedoch nicht die Tragik seiner Folgen. Während eines Luftangriffes am 2. November 1944 verlor die Hälfte von ihnen ihr Leben – die glücklicheren wurden nach ihrer Rückkehr und der Rekonvaleszenz im Einklang mit den Vorstellungen der deutschen Ämter in der Rüstungsindustrie im Protektorat eingesetzt.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Die Angehörigen der Arbeitsbataillone (L) und die Frauen, die bei der Firma Seeger und Co arbeiteten, sind nicht die einzigen Tschechen, deren Erinnerungen an die Zwangsarbeit mit Saarland verbunden sind. Mehrere wurden in saarländischen Firmen im Rahmen der Organisation Todt eingesetzt - nach unseren Angaben arbeiteten Tschechen am Westwall z. B. für die Fa. Jakob Neumayer, unter den Beschäftigten im Rahmen des Bauprojektes Atlantikwall in den norwegischen Polargebieten erscheinen Firmen wie Hermann Schäfer oder Geimer.

Im Jahr 2000 entstand infolge internationaler Abkommen aus der Initiative der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und den Vertretern der deutschen Industrie die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, deren Aufgabe es ist, humanitäre Leistungen an Opfer von Sklaven- und Zwangsarbeit und anderen nazistischen Unrechts zu vermitteln.

Zur Partnerorganisation für diese Stiftung in der Tschechischen Republik wurde der Deutsch-Tschechische Zukunftsfonds (DTZF), wobei sich mit der eigentlichen Bearbeitung der Anträge und der Auszahlung der Leistungen das Büro für NS-Opfer beschäftigt, welches im Mai 2000 entstand. Seine Mitarbeiter widmen sich auf der Basis eines Vertrags zwischen dem DTZF und dem Tschechischen Rat für NS-Opfer als Partnerorganisation des österreichischen Fonds „Versöhnung, Frieden und Zusammenarbeit“ ebenfalls der Bearbeitung von Anträgen und Auszahlungen nach dem österreichischen Gesetz.

Die Auszahlung dieser humanitären Leistungen rief nicht nur in der Tschechischen Republik eine breite öffentliche Diskussion hervor. Dank deren stieg nicht nur bedeutend das Interesse an der Problematik Zwangsarbeit, sondern die verdiente Aufmerksamkeit gelangte bis zu den Opfern selbst. In Form ihrer Schicksale, der erworbenen Erfahrungen und individueller Erlebnisse trat dann in den Vordergrund der ausgesprochen menschliche Faktor, der es ermöglicht, diesen ganzen Prozess nicht nur als eine teilweise und für viele leider zu spät gekommene Abtragung der tatsächlichen und moralischen Schuld aus der Vergangenheit, aber auch als Investition in die Zukunft der nächsten Generationen zu verstehen.



## ZUR ENTSTEHUNG DER GESPRÄCHE

Auf den nachfolgenden Seiten finden Sie die interessantesten Abschnitte von Gesprächen mit Zeitzeugen, die von Mitarbeitern der gemeinnützigen Gesellschaft Lebendige Erinnerung in den Jahren 2003 und 2004 aufgenommen wurden. In diesen beiden Jahren gelang es uns, insgesamt 23 Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeitern zu realisieren, die während des Zweiten Weltkriegs im Saarland arbeiten mussten. Die Gespräche wurden geführt nach einem vorher festgelegten Schema, das den einzelnen Zeitzeugen noch vor Gesprächsbeginn zugesandt wurde. Das Grundschema enthielt ungefähr 20 allgemeine, das gesamte Leben des Zeitzeugen betreffende Fragen. Das Hauptaugenmerk war jedoch gerichtet auf den Zeitraum des Zweiten Weltkriegs und da vor allem die Zeitspanne, welche auf die Zwangsarbeit entfiel. Ebenso war das Gespräch selbst gegliedert. Die einzelnen Gespräche fanden bei den Zeitzeugen zuhause oder im Sitz der Gesellschaft Lebendige Erinnerung statt. Die Gespräche haben wir auf Tonband aufgenommen und anschließend transkribiert. Die Tonaufnahmen und deren etwa 400 Seiten betragende Umschrift werden heute im Archiv der gemeinnützigen Gesellschaft Lebendige Erinnerung verwahrt.

Im Verlauf von zwei Jahren haben wir fast 100 Zeitzeugen angesprochen, die im Saarland als Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren. Viele von ihnen waren gesundheitlich leider nicht mehr in der Lage, das Gespräch mit uns persönlich zu führen. Die meisten der Angesprochenen haben uns jedoch je nach Möglichkeit ihre persönliche Aussage zukommen lassen und waren so liebenswürdig, uns zeitgemäße Fotografien, persönliche Korrespondenz oder erhaltene amtliche Dokumente, die sich auf die Zeit der Zwangsarbeit beziehen, zu leihen oder gar zu schenken.

Unser primäres Ziel war es, genügend historische Quellen zusammenzutragen für eine Ausstellung über die Zwangsarbeit der tschechischen Bevölkerung im Saarland während des Zweiten Weltkriegs. Bald jedoch stellten wir fest, dass die aufgenommenen

Gespräche und zugesandten persönlichen Aussagen die erhaltenen historischen Quellen bedeutend ergänzen und es schade wäre, wenn sie nach Beendigung der Ausstellung in Vergessenheit geraten würden. Deshalb haben wir uns entschieden, eine die Ausstellung begleitende Publikation herauszugeben, in welcher eben gerade diese Erinnerungen der Zeitzeugen in den Vordergrund gelangen. Für das bessere Verständnis der einzelnen Schicksale haben wir dem Kapitel mit den Gesprächsteilen kurze Lebensläufe der zitierten Zeitzeugen vorangestellt.

Wir möchten hinzufügen, dass die Zeitzeugen, die uns hier von der Zeit berichten, in der sie Zwangsarbeiter waren, keine Historiker sind. Sie sind aber Augenzeugen eines Geschichtsabschnitts und ihre Aussagen sind eine wertvolle historische Quelle. So wie jede andere historische Quelle muss selbstverständlich auch dieses Zeugnis in Zusammenhänge gebracht und kritisch betrachtet werden. Diese Ereignisse, von denen sie erzählen, liegen schließlich mehr als 60 Jahre zurück.

All unseren Befragten danken wir herzlichst für ihre außergewöhnliche Bereitwilligkeit, mit der sie uns an ihren Erinnerungen und Lebenserfahrungen teilnehmen ließen, die oftmals sehr bitter waren. Unser Dank gehört auch all den Zeitzeugen und ihren Familienangehörigen, die uns liebenswürdigerweise eine große Menge zeitgemäßer Dokumente geliehen oder gewidmet haben. Ohne ihre Hilfe wären wir nicht in der Lage gewesen, weder die Ausstellung zu organisieren, noch diese Publikation herauszugeben. Nicht zuletzt möchten wir an dieser Stelle auch all derjenigen gedenken, die den heutigen Tag nicht mehr erleben konnten und deren Schicksale sehr wohl den Schicksalen gleichen, die Sie auf den nächsten Seiten vorfinden.

## BIOGRAFIEN VON ZEITZEUGEN

### **Ludvík Brázda (\*1922)**

Geboren in der Gemeinde Domanín (Domanin) in der kinderreichen Familie eines Mauermeisters. Nach Abschluss der Bürgerschule ging er in die Lehre in ein Lebensmittelgeschäft und besuchte eine zweijährige Handelsschule. 1942 wurde er vom Arbeitsamt nach Deutschland geschickt, wo er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt wurde. In den fünfziger Jahren wurde er vom kommunistischen Regime verfolgt und wurde zu einer Freiheitsstrafe von 5 Jahren verurteilt. Nach 3 Jahren wurde er entlassen, durfte jedoch nicht mehr in seinem Beruf arbeiten. Er arbeitete als Bergmann in einer Grube bei Kladno. 1969 bekam er Arbeit in der Schweiz und es gelang ihm, mit seiner Ehefrau dorthin auszureisen. Nach einem Jahr mussten sie jedoch zurückkommen. Er ist verheiratet.

### **Vladimír Čihák (\*1922)**

Geboren in Prag. Nach Abschluss der Bürgerschule lernte er den Beruf eines Feinmechanikers. Vor Einberufung zur Zwangsarbeit arbeitete er kurz in seinem Beruf. Von 1942–1943 leistete er Zwangsarbeit bei der 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons. 1943 wurde er bei der Arbeit schwer verwundet, deshalb wurde ihm die Rückkehr in das damalige Protektorat Böhmen und Mähren ermöglicht. Nach dem Krieg studierte er an der Ingenieurschule für Mechanik und Optik. In den fünfziger Jahren arbeitete er als Technologe und später als Meister in der Abteilung Herstellung von Polarographen. Die längste Zeit verbrachte er jedoch im Betrieb Automatisierung des Eisenbahnverkehrs, wo er verschiedene Funktionen – vom Meister bis zum Haupttechnologen – ausübte. Hier war er tätig bis ins Rentenalter. Ein lebenslanges Hobby von Herr Čihák ist Volleyball, dem er sich jahrelang auch aktiv widmete. Er ist verheiratet.

### **Jan Frouz (\*1922)**

Geboren in der Gemeinde Modlešovice (Modleschowitz) in einer Eisenbahnerfamilie. Nach Abschluss der Bürgerschule lernte er den Beruf eines Friseurs. Anfangs 1942 zog er nach Domažlice (Taus), wo ihn eine Vorladung vom Arbeitsamt einholte. Im Herbst 1942 war er schon auf dem Weg nach Baumholdern, wo er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt wurde. Nachdem Krieg arbeitete er kurz als Gefängniswächter und in einer Anstalt für junge Deliquenten. Nach dem kommunistischen Putsch 1948 lehnte er es ab, der Kommunistischen Partei beizutreten und wurde entlassen. Kurze Zeit arbeitet er im Betrieb Chemodroga und im Jahr 1952 begann seine Tätigkeit im Südböhmischen Theater, wo er bis zur Rente blieb. Zunächst begann er als Kulissenschieber und Chauffeur, später war er für die Instandhaltung der Drehbühne in Český Krumlov (Krummau an der Moldau) verantwortlich. Die anspruchvollste Aufgabe, an der er sich je beteiligte, war die Wiederherstellung des Barocktheaters im Schloss Český Krumlov. Theater war für Herrn Frouz Beruf und gleichzeitig sein Steckenpferd. Er heiratete 1947 und hat zwei Töchter.

### **HK (\*1921)**

Geboren in České Budějovice (Budweis) in der Familie eines Feilenhauers. Dieses Handwerk wurde von Generation zu Generation vererbt, deshalb erlernte er als ältester Sohn es auch. Nach der Lehre begann er mit dem Studium an der Handelsakademie, die er 1942 absolvierte. Im selben Jahr wurde er im Herbst zur Zwangsarbeit nach Deutschland dienstverpflichtet, wo er schrittweise der 4. Kompanie des 14. Arbeitsbataillons, der 6. und 3. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugewiesen wurde. Nach dem Krieg arbeitete er als Ökonom im Krankenhaus. Eine tief greifende Wende in seinem Leben trat ein, als er in den fünfziger Jahren vom kommunistischen Regime verfolgt wurde. Nach Entlassung aus dem Gefängnis durfte

er nur noch als einfacher Arbeiter arbeiten. Er heiratete 1953 und hat eine Tochter.

### **Marie Kinclová (\*1924)**

Geboren in der Familie eines Wegmachers und Bauern. Vor Antritt der Zwangsarbeit arbeitete sie auf dem Bauernhof der Familie. Von Februar bis Dezember 1944 arbeitete sie bei der Firma Seeger und Co., zuerst in Frankfurt am Main und später in Ensheim bei Saarbrücken. Nach Rückkehr aus Deutschland wurde sie erneut zur Arbeit in der Rüstungsindustrie zugewiesen, diesmal in der Firma Avia in Letňany (Letnian) bei Prag. Nach dem Krieg arbeitete sie in der Landwirtschaftgenossenschaft. Sie ist verheiratet und hat 2 Töchter.

### **Štěpán Kocmich (\*1921)**

Geboren in Trhové Sviny (Schweinitz), als achtes Kind in der Familie eines russischen Legionärs. Er erlernte den Beruf eines Elektrikers und arbeitete auch als solcher bis zum Jahr 1942. Im Herbst 1942 wurde er vom Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland geschickt. Bis zum Kriegsende arbeitet er bei der 4. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons. Nach dem Krieg arbeitete er als Elektriker. Verheiratet.

### **Antonín Kostka (\*1923)**

Geboren in der Gemeinde Okrouhlička (Scheibelsdorf) in der Familie eines Ziegeleiarbeiters. Vor der Zwangsarbeit arbeitet er als Hilfsarbeiter in der Landwirtschaft. Im Herbst 1942 wurde er zur Arbeit in Deutschland zugewiesen. Für kurze Zeit gehörte er dem 14. Arbeitsbataillon an, später wurde er verlegt zur 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons. Einige Monate vor Kriegsende versuchte er zu fliehen und wurde verhaftet. Gefangengehalten wurde er in Ingolstadt bis zur Ankunft der amerikanischen Armee. Nach dem Krieg trat er den Pflichtwehrdienst an blieb dann bei der Armee als Armierungssoldat. Er ist verheiratet und zog mit seiner Ehefrau 5 Kinder groß.

### **Vladimír Kroužek (\*1922)**

Geboren in der Familie eines Zimmermanns und einer Textilarbeiterin. Nach der Lehre arbeitete er als Schlosser in der Firma Reischl in Prag. 1942 wurde er vom Arbeitsamt nach Deutschland geschickt. Während der gesamten Kriegszeit gehörte er der 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons an. Nach seiner Rückkehr arbeitete er als Instandhalter, Elektriker und Arbeiter in der Holzverarbeitenden Industrie. Verheiratet.

### **Josef Křepelka (\*1921)**

Geboren in der Familie eines Kriegsinvaliden aus dem Ersten Weltkrieg. Beide Eltern arbeiteten gelegentlich in der Landwirtschaft. Nach dem Besuch der Grundschule erlernte er den Beruf eines Elektrikers und arbeitet als solcher bis zum Herbst 1942, als die Vorladung ins Arbeitsamt kam. Im Oktober 1942 fuhr er zusammen mit weiteren tschechischen Jungen nach Baumholdern, wo er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt wurde. Nach dem Krieg arbeitete er im Elektrizitätswerk und studierte im Fernstudium am Energetischen Institut bei der Technischen Universität. Später war er lange Jahre am Ministerium für Brennstoffe und Energetik tätig. Einer seiner Hauptaufgaben war es, die Elektrifizierung in der Slowakei zu Ende zu führen. In den Jahren 1959 – 1972 vertrat er die Tschechoslowakische Republik in der Organisation für Energetik bei der UNO.

### **Vladimír Kuchař (\*1922)**

Geboren in Kroměříž (Kremsier) in der Familie eines Schmieds. Er lernte den Beruf eines Automechanikers und im September 1942 begann er ein Studium an der Ingenieurschule. Das Studium musste er nach 2 Monaten lassen, da er zur Arbeit in Deutschland zugewiesen wurde. Während der gesamten Kriegszeit gehörte er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons an. Nach kurzer Zeit wurde er zum persönlichen Chauffeur von Kapitän Kieser, dem Kompaniechef. In

Deutschland musste er bis Kriegsende bleiben. Erst nach seiner Rückkehr konnte er sein Studium an der Mittelschule beenden. Nach erfolgreichem Abitur begann er bei Baťa zu arbeiten und später war er als leitender Konstrukteur im Betrieb Barum in Otrokovice (Otrokowitz) tätig. Er ist einer der Hauptorganisatoren der alljährlichen Treffen ehemaliger Kameraden aus der Zeit der Zwangsarbeit. Sein Leben lang spielt er gern Fußball, dem er sich eine Zeit lang auch aktiv widmete. Verheiratet.

### **Josef Kuliš (\*1922)**

Geboren in der Gemeinde Blinky in einer armen Maurerfamilie. Nach Beendigung der Grundschule arbeitete er als Wegmacher und Arbeiter bei einem Schuster. 1942 wurde er vom Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland geschickt. Bis zum Kriegsende arbeitete er bei der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons. Nach dem Krieg heiratete er und arbeitete in einer Landwirtschaftsgenossenschaft. Sein großes Steckenpferd ist die Musik. Zusammen mit seiner Frau zog er drei Töchter groß.

### **Vratislav Maděra (\*1921)**

Geboren in der Gemeinde Moravská Svatka (Mährisch Swratka). Nach Abschluss der Bürgerschule erlernte er den Beruf eines Malers und Lackierers und arbeitet als solcher bis 1942, als er vom Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland geschickt wurde. Er wurde der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt. Während der Zwangsarbeit erlitt er einen Unfall und wurde als arbeitsunfähig im April 1943 entlassen. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

### **Emilie Němečková (\*1924)**

Geboren in einer armen Familie in Pňov (Pniow). Nach Abschluss der Schule wurde sie Dienstmädchen. Anfang 1944 wurde sie vom Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland geschickt. Sie arbeitete in Frankfurt am Main, Würzburg und Ensheim bei Saarbrücken. Nach

ihrer Rückkehr ins Protektorat musste sie kurz vor Kriegsende bei der Firma Philips in Prag anfangen. Nach dem Krieg ging sie auf die Abendschule (Handelsschule) und arbeitet bei der Polizei, später war sie bei verschiedenen Baufirmen beschäftigt.

### **Dobromil Patka (\*1921)**

Geboren in einer Bauernfamilie in der Gemeinde Velké Hostěradky (Hostraditz). Er lernte den Bäckerberuf und arbeitet als solcher bis 1942, als ihn das Arbeitsamt für die Arbeit in Deutschland bestimmte. Er wurde zu den Arbeitstruppen eingeteilt, zuerst half er bei der Trümmerbeseitigung, später als Koch. Nach dem Krieg kehrte er zu seinem Gewerbe zurück, das er gelernt hatte. Später ging er in die Brüner Waffenfabrik, wo er bis zur Rente blieb.

### **Ladislav Poláček (\*1921)**

Geboren in Znojmo (Znaim) in einer Tischlerfamilie. Nach Abschluss der Handelsakademie arbeitete er im Lebensmittelgrosshandel in Brno (Brünn). Hier erreichte ihn auch die Vorladung vom Arbeitsamt und im Oktober 1942 war er schon auf dem Weg nach Deutschland. In Baumholdern wurde er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt. In Deutschland arbeitete er bis Kriegsende. Nach dem Krieg setzte er sich für die Gründung von maschinellen Traktorenstationen in Westböhmen ein. Später wurde er Leiter der Abteilung Landwirtschaft beim Kreisnationalausschuss in Klatovy (Klattau). 1947 heiratete er und zog mit seiner Ehefrau drei Kinder groß.

### **Karel Ptáčník (\*1921 - †2002)**

Zweitgeborener Sohn in einer Eisenbahnerfamilie in Břeclav (Lundenburg). Nach Abschluss des Studiums am Gymnasium absolvierte er einen einjährigen Kurs an der Handelsakademie in Brno (Brünn). Später arbeitet er bei der Tschechischen Bahn, von wo aus

er auch zur Zwangsarbeit in Adamov (Adamsthal) eingesetzt wurde. Im Herbst 1942 wurde er vom Arbeitsamt zur Arbeit in Deutschland zugewiesen. Er wurde der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons zugeteilt. Während der gesamten Kriegszeit schrieb er ein Tagebuch, woraus er nach Kriegsende Material für seinen ersten Roman „Jahrgang 21“ (1954) schöpfte. Dieser feierte einen imposanten Erfolg, er wurde in mehrere Sprachen übersetzt, von Regisseur Václav Gajer verfilmt (1958) und für eine Radiosendung dramatisiert. Unmittelbar nach dem Krieg war Karel Ptačník im Ortsnationalausschuss in Bruntál (Freudenthal) tätig, nach dem Erfolg seines ersten Romans siedelte er nach Prag über und widmete sich vor allem dem Schreiben. Während der Normalisierung durfte er 15 Jahre lang nicht publizieren, er begann deshalb in einer Versicherung zu arbeiten, hörte jedoch nicht auf zu schreiben. Zum Thema der Zwangsarbeit kehrte er noch einmal zurück in seinem Buch „Das Leben, Schriftsteller und ich“.

### **JS (\*1922)**

Geboren in einer Bauernfamilie in der Gemeinde Horní Sloupnice (Ober Schlaupnitz). Nach Abschluss der Grundschule besuchte er ein Jahr lang eine Wirtschaftsschule. Dann ging er als Arbeiter in die Textilindustrie. 1942 schickte ihn das Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland. Bis 1945 gehörte er den Arbeitstruppen an. Nach seiner Rückkehr arbeitete er im Post- und Fernmeldewesen. Verheiratet.

### **Jan Straka (\*1921)**

Geboren in Staňkov (Stankau) in einer Eisenbahnerfamilie. Nach Abschluss einer zweijährigen Handelsschule arbeitete er als Versicherungsbeamter. Im Herbst wurde er zur Arbeit in Deutschland zugewiesen. Bis Kriegsende gehörte er der 5. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons an. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland ging er wieder zurück in die Versicherung. Nach kurzer Zeit wechselte er in den Ortsnationalausschuss in Horšovský Týn (Bischofteinitz). 1948

ging er in die Firma SVA in Holýšov (Holeischen), wo er bei der Reparatur von Autobussen tätig war. Nach zwanzig Jahren kehrte er jedoch wieder zurück in den Nationalausschuss, diesmal in seinen Geburtsort Staňkov. 1946 heiratete er und zog mit seiner Ehefrau 2 Kinder groß. Sein lebenslanges Steckenpferd ist der Fußball, dem er sich bis zu seinem 30. Lebensjahr aktiv widmete, später war er als Geschäftsführer und Vorsitzender des Vereins in Staňkov tätig.

### **Marie Uherková (\*1924)**

Geboren in der Gemeinde Daňkovice (Dankowitz). Ihre Eltern besaßen ein kleineres landwirtschaftliches Anwesen, auf dem alle Familienmitglieder arbeiteten, einschließlich der Kinder. Nach Abschluss der Grundschule begann sie als Hilfsarbeiterin beim Forstbetrieb. Hier arbeitete sie bis Februar 1944, als sie vom Arbeitsamt zur Arbeit nach Deutschland geschickt wurde. Sie war als Arbeiterin bei der Firma Seeger und Co. eingesetzt, zuerst in Frankfurt am Main und später in der Filiale in Ensheim bei Saarbrücken. Beim Bombenangriff auf Ensheim am 2. November 1944 wurde sie verwundet und deshalb zurück ins Protektorat geschickt. Auch nach ihrer Rückkehr musste sie weiter in der Rüstungsindustrie arbeiten, diesmal in Líšeň (Lösch bei Brünn). Über ihr Schicksal nach dem Krieg ist nichts bekannt.

### **FV (\*1924)**

Geboren in der Gemeinde Škrdlovice (Skerdlowitz). 1938 trat sie Lehre als Verkäuferin in einer Galanterie an. Dort war sie bis Februar 1944 tätig, als sie das Arbeitsamt nach Deutschland schickte. Sie arbeitete bei der Firma Seeger und Co., anfangs in Frankfurt am Main und später in Ensheim bei Saarbrücken. Hier wurde sie am 2. November 1944 bei einem Bombenangriff verwundet. Danach wurde sie zurück ins Protektorat geschickt. Über ihr Schicksal nach dem Krieg ist nichts bekannt.

### **Josef Valeš (\*1922)**

Geboren in Dvůr Králové (Königgrätz) in der Familie eines Lackierers. Nach Abschluss der Grundschule ging er bei seinem Vater in die Lehre. Das Studium an der Schule für Lackierermeister wurde bald unterbrochen durch die Zwangsarbeit. Von 1942–1944 gehörte er der 6. Kompanie des 13. Arbeitsbataillons an, im letzten Kriegsjahr wurde er zur 4. Kompanie beim gleichen Bataillon eingeteilt. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland machte er seinen Meister in Prag und begann in der Firma seines Vaters zu arbeiten. Nach dem kommunistischen Putsch 1948 wurde er bei der Genossenschaft Dřevotvar tätig, wo er bis zur Rente blieb. Für sein Leben gern spielt er Trompete und zeichnet gern. Zusammen mit seiner Ehefrau zog er zwei Söhne groß.



## MÄNNER IN UNIFORMEN

### AUF DEM ARBEITSAMT

Ich bin dem Einsatz ins Reich nicht entkommen, weil vom Arbeitsamt in Litomyšl gewisse Linharts zur Gemeindebehörde kamen, das waren Brüder. Jede Familie hatte damals ein Stammblatt, dort waren alle Familienmitglieder aufgeführt und nach ihm richtete sich die Ausgabe von Lebensmittelkarten. So haben sie uns gefunden. In Sloupnice (Schlaupnitz) griffen sie sechs von uns auf und am nächsten Tag mussten wir uns in Pardubice (Pardubitz) auf dem Bahnhof melden, also hieß es, schnell packen. Wir gingen uns nur kurz von unseren Kameraden verabschieden und reisten ab. (js)

Die jungen Leute mussten zur Arbeit nach Deutschland. Das Arbeitsamt wählte diejenigen aus, die in Betrieben arbeiteten, wo es nichts ausmachte. Sie wurden ausgesucht und nach Domažlice geschickt. Dort saß eine Kommission, bestehend aus drei oder vier Mitgliedern, einer war Deutscher und die übrigen waren Tschechen. Auch ein Arzt war da, er untersuchte uns wie beim Militär, um festzustellen, ob wir gesund sind. Dann bekamen wir ein Papier, laut dem wir nach Baumholder geschickt wurden. Wir fragten: „Wo ist das, Baumholder?“ Doch sie sagten uns nichts... Als ich nach Hause kam, sagte Vater, der Eisenbahner war: „Warte, ich gehe schnell hier zum Bahnhof.“ So stellte er fest, dass es irgendwo in Bayern war, ungefähr 100 km entfernt von München. (Straka)

Hier war ein deutscher Arzt, sie hatten ihn von irgendwoher angeworben, und der untersuchte uns. Wir waren alle dort und er nahm einen nach dem anderen dran. Ich wurde für „tauglich“ befunden, die anderen auch. Dann ging es zur Sache und sie sagten: „Křepelka, nimm einen Koffer oder so, morgen früh wirst du von einem

Gendarm abgeführt.“ Der hatte früher František Černý<sup>12</sup> geheißen, nun war aus ihm Franz Schwarz geworden. Seine Frau war nämlich Deutsche, sie hatten einen Sohn und der bekam es gleich am Anfang ab, er trat der Hitlerjugend bei... So fuhr ich letztendlich unter dem Patronat dieses Schwarz-Černý nach Deutschland, sie führten mich zur Bahnstation und dieser Polizist fuhr mit mir noch bis Kolín. (Křepelka)

Ich war zu der Zeit, während der Besatzung, in Prag bei der privaten Firma Reischl angestellt, wo ich in der Werkstatt als Schlosser arbeitete. Dann kam es zu Unstimmigkeiten mit dem Herrn Ingenieur, meinem Chef, ... und er stellte mich dem Arbeitsamt zur Verfügung. Von diesem bekam ich einen Brief zugesandt, in dem ich aufgefordert wurde, mich beim deutschen Arbeitsamt in der Nähe des Pulverturms (Prašná brána) in der Hybernská-Straße vorzustellen. Nur, leider war ich schreibfaul und bekam selbst auch keine Briefe,... ich wohnte zur Miete und leerte den zur Wohnung gehörigen Briefkasten nie aus.

Eines schönen Tages um vier Uhr morgens klingelten an der Tür meiner Vermieterin zwei Polizisten: „Wohnt hier bei Ihnen ein gewisser Kroužek?“ „Ja.“ Wir müssen mit ihm sprechen.“ Und sie rief aus: „Um Gottes willen, Vlád'a, was hast du angestellt, die Polizei ist hier!“ Und ich darauf: „Was schon, was schon.“ Mein Cousin war in Deutschland und so dachte ich, dass er geflohen sei und sie ihn suchten. Aber der Grund ihres Besuchs war, dass ich mich nicht beim Arbeitsamt eingefunden hatte. Wir stellten fest, dass der Brief im Briefkasten war. Die Polizisten nahmen mich mit, da es ihre Aufgabe war, mich dem Arbeitsamt vorzuführen.

Sie führten mich in die Krakovská-Straße, sperrten mich in eine Zelle, und denen, die nach ihnen Dienst hatten, sagten sie überhaupt nichts davon, dass ich da war. So war ich fast zwei Tage lang

---

<sup>12</sup> Anm.d.Ü.: „černý“ bedeutet auf tschechisch „schwarz“

eingesperrt. Ich machte mich nicht bemerkbar, schrie nicht, nichts. Und das Arbeitsamt fing auf einmal wieder an, bei ihnen nachzufragen, warum ich nicht vorgeführt worden sei, wo sie doch den Befehl dazu hatten. Erst jetzt erinnerten sie sich, dass ich ja noch immer dort eingesperrt war. Wir gingen also los, über den Wenzelsplatz, und die Polizisten fragten: „Sollen wir dir Handschellen anlegen?“ Und ich: „Wozu? Wenn ich weglaufe, muss meine Familie büßen.“ So gingen wir, einer links, einer rechts, ich zwischen ihnen, die Leute schauten mich mitleidig an...

Als wir beim Arbeitsamt ankamen, führten sie mich zu Wagner. Das war der Direktor – ein Deutscher – und der fiel gleich über mich her: „Wir stecken dich ins Konzentrationslager, die bringen dir da schon bei zu gehorchen!“ Na, was konnte ich machen, ich ließ ihn sich austoben. Dann fragte er: „Warum bist du nicht gekommen? Und wieso habt ihr ihn erst jetzt hergebracht, wo ihr das schon vor zwei Tagen tun solltet?“ Noch bevor sie antworten konnten, sagte ich: „Ich war zwei Tage in der Zelle in der Krakovská-Straße eingesperrt.“ Und er fiel über die Polizisten her...

Es ging schließlich so aus, dass er mich gehen ließ, er hatte sich schon ausgetobt, sie hatten wohl auch etwas Wichtigeres zu tun. Ich musste in ein Büro im ersten Stock. Dort war ein deutscher Arzt, also hieß es: nackt ausziehen in dem einem Raum und dann in der Tür zum anderen, wo der Arzt war, stehenbleiben. Es wurde bei allen gleich vorgegangen: wie auch immer derjenige war, ob so dünn, dass ihm die Rippen hervorstachen, wir kamen nur bis zur Türschwelle und er sagte: „Tauglich, tauglich, tauglich,“ und wir gingen. Sie schrieben uns irgendwelche Papiere und mit denen mussten wir in ein Büro in der Altstadt (Staré Město), auf den Ziegenplatz (Kozí plácek). Dort bekamen wir die „großen Papiere“, wo schon direkt der Abfahrtstermin nach Deutschland aufgeführt war. Der war in zwei Tagen. Sie befürchteten nicht, dass wir weglaufen würden. Manchmal tat das zwar jemand, aber wer Familie hatte, hatte deswegen Angst. (Kroužek)

In der Zeit hatten wir schon so ein Gefühl, dass der „Totaleinsatz“ als Drohung über uns schwebt. Anfang Oktober bekam ich, wie alle anderen aus den Jahrgängen 1921-22, eine besondere Vorladung zum Bezirksarbeitsamt in Nové Město na Moravě (Neustadt). Die Rekrutierung fand in der ehemaligen Turnhalle statt, die in der Zeit als Kinosaal diente. Anwesend waren bei diesem Akt außer den Beamten des Arbeitsamtes auch der Bezirksarzt Dr. Havlík und ein paar Deutsche. Es war eine eher formelle Angelegenheit, ich wurde einfach nach Baumholder geschickt. Ich wusste nicht, wo das ist – ein Freund schaute für mich auf der Karte nach und stellte fest, dass es nahe der belgischen Grenze liegt. (Maděra)

Ich musste zum Arbeitsamt nach Kolín (Kolin). Wenn man dorthin kam, bekam man gleich alles, die Papiere waren schon vorbereitet und man ging. Ich war Jahrgang 21, aber es waren auch ältere dort, Familienväter. (Kuliš)

Ich wollte studieren, am 1. September hatte ich mit der Gewerbeschule in Přerov (Prerau) angefangen. Am 20. Oktober wurden wir zum Arbeitseinsatz einberufen. Wir bekamen es schriftlich, „antreten“ und basta. Mit uns sprach niemand, wir wurden überhaupt nicht gefragt. Aus unserer Schule waren wir sechs, die fuhren. (Kuchař)

Ich bekam eine Vorladung zum Arbeitsamt. So kam ich also dorthin und bekam ein Papier: Antritt in einer Woche, mit dem Sonderzug aus Budweis um 15 Uhr, Ziel Baumholder, Kreis Idar-Oberstein. Ich suchte es auf der Karte und es war weit weg im Westen von Deutschland. Wir versuchten Koffer aufzutreiben, es gab keine, und so hatte ich am Ende so einen aus Bindfäden geflochtenen Koffer. Und nun, was hineinpacken? Das, was man damals so hatte, Anzihsachen, Hemd, Socken und sonst vor allem Essen, soviel hineinging, und was gerade zu haben war. (Kocmich)

## FAHRT INS UNBEKANNTE

Vor der Beendigung meines Studiums war ich gezwungen, zum Arbeitseinsatz nach Deutschland zu fahren. Es war – eine Ironie des Schicksals – gerade an meinem zwanzigsten Geburtstag. Wir reisten um Mitternacht ab, überall war es finster aufgrund der Verdunkelung, so dass wir uns nur schwer orientieren konnten. Stimmengewirr, lauter Abschiedsszenen, da uns Eltern und Verwandte zum Bahnhof begleiteten. Ich wurde von meinem Onkel begleitet, bei dem ich in Prag wohnte.

Und dann fassten die Jungs etwas Mut und begannen zu singen, am meisten, als der Zug anfuhr... wir sangen die Nationalhymne und Volkslieder. Irgendjemand spielte Trompete. Dann wurde es langsam still, als wir weiterfuhren. Wir fingen an, uns gegenseitig vorzustellen und kennenzulernen, wer woher kommt und wohin wir fahren. Alle hatten wir dasselbe Ziel: Baumholder.

Keiner von uns ahnte, dass es sich um eine militärische Sperrzone an der französischen Grenze handelte, aus deren Gebiet die ursprüngliche Bevölkerung ausgesiedelt worden war. Das war nicht gerade ermutigend, aber die Hauptüberraschung erwartete uns noch. In den nächsten Tagen begannen uns die Soldaten Uniformen auszuteilen, angeblich holländische, braun überfärbte, und grüne Arbeitskleidung. Bald mussten wir unsere Zivilkleidung einpacken und nach Hause schicken. Uns wurde streng verboten, zivile Kleidung zu tragen. (Valeš)

Ich musste zum Arbeitsamt in Bzenec (Bisenz) und nach drei Tagen schickten sie uns nach Uherské Hradiště (Ungarisch-Hradisch), wo wir die Reisepapiere bekamen. Nur, wie sollten wir aus unserem Dorf, Velké Hoštěradky (Hostraditz), zum Zug gelangen? Dort fuhren nur die Milchmänner hin, und so ließen wir uns oben auf den Milchkannen mitnehmen. Wie wir so zwischen den Feldern entlangfuhren, wehte mir der Wind auf einmal den Hut vom Kopf und zwischen die Rüben. Ich überlegte: „Was mache ich jetzt, soll

ich klopfen und sie stören?“ So ließ ich es bleiben. Ich gelangte so nach Sokolnice (Zokolnitz) zum Zug und von hier fuhren wir nach Brno (Brünn), dann nach Prag und von von dort 3 Tage und 3 Nächte. (Patka)

Ich wurde in den ersten Transport aus České Budějovice (Budweis) eingereiht, Abfahrt war am 7. 10. 1942 von Hauptbahnhof. Vor der Abfahrt hielt der Leiter des hiesigen Arbeitsamtes – ein Nazi namens Buchner – eine Rede, in der er alles mögliche versprach, was in Zukunft sein würde. Jeder von uns bekam einen Beutel mit so zwei Brötchen und einem Romadur-Käse, einem Stück Wurst, vielleicht einem Apfel. Wir gingen nicht durch den normalen Eingang, sondern durch einen Korridor direkt auf den Bahnsteig. Dort standen – glaube ich – zwei Waggon.

Wir stiegen ein, das waren normale Waggon – das möchte ich vorausschicken, keine Viehwaggon. Ungefähr um halb acht fuhren wir los, nachdem sie uns alle registriert oder abgehakt hatten, dass wir dem Verpflichtungsbescheid Folge geleistet hatten. Unterwegs – ich glaube, es war in Tábor (Tabor) – koppelten sie einen Waggon an... so war es schließlich, als wir in Prag ankamen, ein fast vollständiger Zug, vielleicht sechs Waggon, nur wir. Aus Prag fuhren wir nach Mitternacht oder noch später ab. Roudnice (Raudnitz an der Elbe) passierten wir um drei Uhr herum, um fünf Uhr früh waren wir in Dresden und ungefähr um zehn in Leipzig. Dort hatten wir einen langen Aufenthalt, unser Zug war ein Sonderzug und so schoben sie uns immer irgendwohin zum Rangierbahnhof und dort wartete man, bis eine Strecke für uns frei gemacht wurde.

Ich kann mich erinnern, dass neben uns auf dem Gleis ein ganzer Zug voller russischer Kriegsgefangener stand. Sie können sich vorstellen, dass wir in unseren Taschen und Koffern noch so manches gute Essen hatten. So warfen wir es ihnen zu, und die Jungen prügelten sich fast darum. Fast hätte es deswegen ein Malheur gegeben,

und so ließ man uns dann lieber schnell weiterfahren. Wir fuhren dann nach Frankfurt und von dort nach Idar/Oberstein. (HK)

Es kam der zwangste Oktober... und ich musste unter Strafandrohung nach Plzeň (Pilsen), laut Verpflichtungsbescheid innerhalb von 12 Stunden. Ich hatte eine Vorladung bekommen, die galt als Zugfahrkarte, und das war auch schon alles. Nach Hause hätte ich es nicht mehr geschafft, also hatte ich nur die Sachen, die ich mitgenommen hatte. Auf dem Bahnhof bekam jeder ein Päckchen: Wurst und Hörnchen, zwei hartgekochte Eier. Und abends, als sie uns eingereiht und aufgeschrieben hatten, fuhren wir los, nach Baumholder. (Frouz)

Wie ich ins Reich kam? In Kolín (Kolin) steckten sie mich in zwei verschlossene Waggons, da waren schon irgendwelche Jungs aus Ostböhmen. Jeder bekam einen kleinen Brotlaib und sechs Würste aus Pferdefleisch als Reiseproviant. Sie können sich vorstellen, dass uns etwas mulmig war, als wir das alles sahen und als sie uns drohten. So dachten wir, das wird traurig werden. Na, aber der Zug hatte zehn Waggons mit Jungs aus Mähren, und die brachten ganz andere Stimmung rein... Dann wurden wir an so einer Weiche stehengelassen, dort standen wir von morgens bis abends und die ganze Nacht, dann wurden weitere Waggons abgestellt und am Morgen ging es los in Richtung Westen...

Wir setzten die Reise fort bis zur luxemburgischen Grenze. Dort setzten sie uns aus und sagten: „Alle aussteigen.“ (Křepelka)

Als wir mit dem Zug in Baumholder ankamen, hielten wir in so einem kleinen Vorstadt-Bahnhof an. Es war schon so um Mitternacht herum und nur ein kleines Licht leuchtete dort. Dann gingen auf einmal alle Lichter an und auf dem Bahnsteig liefen deutsche Soldaten mit Maschinenpistolen umher und brüllten: „Alles aussteigen, los, los, schnell!“ Viele Soldaten hatten Schäferhunde an der Leine

und da lief es uns also kalt den Rücken herunter. Auf der anderen Seite des Zuges Soldaten mit Maschinenpistolen, damit niemand fliehen konnte.

Das war ein scheußlicher Moment. Als wir aus dem Zug ausgestiegen waren, wurden die Dolmetscher aktiv: „Stellt euch in Dreierreihen auf!“ Danach durchsuchten die Soldaten den Zug, um sicherzugehen, dass niemand sich dort versteckt hatte oder vergessen worden war. Na und vorwärts Marsch, die Lichter gingen aus, so gingen wir im Dunkeln los und wussten nicht, wohin. Nach vielleicht einer halben Stunde Fußmarsch leuchtete aus der Dunkelheit wieder ein Licht auf und ein Tor öffnete sich: Reihen von Doppelstockpritschen und eine Gasse dazwischen. „Besetzt die Pritschen, in einer halben Stunde wird das Licht ausgemacht und morgens um sechs wird geweckt.“ Sie machten mit uns kurzen Prozess.(Kocmich)

Baumholder, das war ein militärisches Ausbildungszentrum, da war, glaube ich, ein Schießplatz für deutsche Maschinengewehrschützen. Am nächsten Tag nach der Ankunft begann eine unendliche Prozedur, in der alles notiert wurde, all die Personalangaben und die Zeremonien drumherum.

Der Anfang war ziemlich unangenehm, da die deutschen Soldaten, die dort waren, nicht wussten, wer bzw. was wir sind. Da kamen vielleicht 1000–2000 Tschechen und sie wussten nicht, ob wir Kriegsgefangene oder Geiseln sind, ob wir ins Konzentrationslager sollen oder was aus uns würde. „Ihr werdet sowieso dort liegen – da war so ein kleiner Dorffriedhof – dort werdet ihr liegen. Da liegt schon so mancher.“ Und wirklich, wir schauten hin und da lagen polnische, französische und russische Uniformen. Dann – ich weiß nicht, am wievielten Tag es war – sagten sie zu uns: „Zivilkleidung einpacken.“ Und wir bekamen jeder eine Soldatenmütze, Bluse, Hose, Schuhe und Mantel, eine Gasmaske und Essgeschirr und noch so ein Kaffetässchen der französischen Armee. Es war eine deutsche Uniform, aber braun gefärbt, und dazu grüne Arbeitsuniformen.

Ja und nichts geschah. Auf einmal am nächsten Freitag kam ein weiterer Transport an, wieder Tschechen. In der dritten Woche kam ein weiterer Transport. Und damit war es abgeschlossen. Dann kam der 27. Oktober, daran erinnere ich mich. Die Zivilkleidung mussten wir nach Hause schicken, dann unsere Uniformen anziehen und in die Waggons steigen. Ich weiss es deshalb genau, weil wir morgens die Nationalhymne sangen, das war am 28. Oktober<sup>13</sup>, das haben wir uns also getraut. (HK)

Im Herbst 1942 fuhren wir mit einem Transportzug von Hradec Králové (Königgrätz) nach Prag. Es kam uns seltsam vor, dass auf allen Bahnhöfen, wie zunächst Hradec (Königgrätz), dann Plzeň (Pilsen), Cheb (Eger), deutsche Soldaten waren. Immer trieben sie auf die Schnelle ein Podium oder Kisten auf, stellten sich darauf und riefen: Prag, Königgrätz, Deutschbrod usw. Sie sortierten uns danach. Wir gelangten am 7. 10. 1942 an unseren Bestimmungsort und in die leeren, kalten Lager in Baumholder kamen wir im Regen, um vier Uhr morgens. Dort mussten wir zwei Monate auf weitere Transporte warten, bis aus uns die 5. Kompanie, Bataillon 13 wurde. (Kostka)

---

<sup>13</sup> Anm.d.Ü.: tschechischer Nationalfeiertag, Jahrestag der Staatsgründung der ersten tschechoslowakischen Republik 1918

## SOLDATEN DER ARBEIT

In Saarlautern mussten wir gleich am zweiten Tag auf dem Hof zum Appell antreten. Sie sortierten uns und es wurde mit uns eine Art Markt veranstaltet. Leute kamen und riefen verschiedene Handwerksberufe aus: Zimmermann, Maurer, Schlosser... Dann wurden die Elektriker aufgerufen und so traten wir vor, wir waren dort so drei oder vier von den insgesamt 220. Da kam so ein Kerl, zeigte mit dem Finger auf Kocmich und auf mich und ein Soldat sagte zu uns: „Ihr geht mit dem Herrn hier, das ist euer Arbeitgeber.“ Er nahm uns gleich von dort mit, wir wussten noch gar nicht, wohin es die anderen Jungs verschlagen hatte... Er hatte eine Werkstatt in Bous, das war so 20 km von Saarlautern entfernt...

Wir stiegen ins Auto und er sagte: „Jetzt fahre ich euch da hin, wo ihr arbeiten werdet und von dort werdet ihr immer mit der Fernbahn zurück in die Kasernen fahren.“ Und er fuhr uns zu solchen hölzernen Baracken, das waren Unterkünfte für ausgebombte Deutsche. Wir machten dort die Elektroinstallation und es ging dort sehr militärisch zu.

Aus Saarlautern verlegten sie uns mit dem Zug nach Saarbrücken... wir bekamen einen Laib Brot mit auf den Weg. Das waren so eckige Brotlaibe, ungefähr ein Kilo schwer, und einer musste für 20 Leute reichen, so dass jeder nur eine ganz kleine Scheibe Brot und dazu etwas Wurst bekam. Sie brachten uns in einer Schule unter, wir schliefen in den Klassenräumen. Am ersten Tag – wir hatten noch nicht einmal gegessen – mussten wir gleich antreten. Die ganze Mannschaft, wir waren über 200, wurde in ein Stadtviertel geführt, wo Brandbomben eingeschlagen und alles verbrannt hatten. Eine Woche, vielleicht sogar noch länger, räumten wir dort die Trümmer weg – Holz, Erde, Ziegelsteine, das wurde alles haufenweise gesammelt.

Von dort verlegten sie uns dann zum Ausheben eines Luftschutzbunkers: Wir gruben ein Loch in einen Berg, wie Bergleute schürften wir und beförderten das Gestein auf kleinen Wagen

hinaus. Daran arbeiteten wir ziemlich lange, ungefähr zwei Monate. Danach kamen wir nach Mannheim. (Kroužek)

Saarbrücken, das war die erste Station. Von hier verlegte mich die Firma nach Saargemünd, wo ein Schiffahrtskanal zerstört worden war, der wegen des Transports von Kalk wieder in Betrieb genommen werden musste. Dort, neben dem Kanal, gab es riesige Kalksteinbrüche. Interessant ist, dass es sich um Untertagebau handelte, bei uns sind diese Steinbrüche meist offen. Ich fuhr dann immer mit einer kleinen Schmalspur-Lokomotive zum Kanal, nachdem er instandgesetzt war, und kippte dort den Kalkstein aus. Von dort wanderte er in den Kalkofen zum Brennen. (Poláček)

In Saarlautern arbeiteten wir bei den Handwerkern vor Ort, je nach Beruf: wer z.B. Zimmermann oder Maurer war, übte sein jeweiliges Handwerk aus. Dort waren zu der Zeit noch keine Luftangriffe. Aber schon bald, nachdem Saarbrücken in größerem Ausmaß bombardiert worden war, wurde die ganze Kompanie abkommandiert, in der Cecilienschule untergebracht und zu Räumungsarbeiten nach den Luftangriffen eingesetzt. So gingen wir mit Schaufeln los und mussten Trümmer wegräumen: Zuerst wurde die Straße gesäubert, um sie wieder für den Autoverkehr passierbar zu machen. Dann wurden die Trümmer der einzelnen Häuser nach und nach weggeräumt und es hieß, wir müssten sie dann wieder aufbauen. Naja, aber es kam ein zweiter Luftangriff, machte das Haus dem Erdboden gleich und da war nichts mehr zu machen. Das tat uns damals leid, als das Saarbrückener Theater bereits wieder schön in Ordnung war, dass wieder ein Luftangriff kam und es wieder vollständig abbrannte. (Valeš)

In Saarbrücken waren wir im März und April 1943. Dort waren Brandbomben abgeworfen worden: Die Häuser standen zwar, doch alles Hölzerne war verbrannt. Wir räumten die Häuser aus, säuberten

sie vollständig. Es sah so aus, als würden die Häuser bald renoviert werden... Danach schickten sie uns, also mich und noch zwei weitere, zu einer Baufirma, wo irgendwelche Stollen gegraben wurden, einer oder mehrere, ich weiß nicht genau. Ein Wagen auf Schienen wurde zu uns hinausbefördert und wir drei mussten ihn ungefähr 120 Meter bergauf schieben und dann den Inhalt in eine Schlucht kippen. Das machten wir so eine Woche. Wir mussten immer zu Fuß dorthin gehen, es war nicht weit.

Um den 1. Mai herum wurden wir nach Mannheim verlegt. Dort wurden wir wieder je nach erlerntem Beruf verschiedenen Firmen zugeteilt. Nach Luftangriffen gingen wir am nächsten Morgen nicht in die Firma zur Arbeit. Stattdessen bekamen wir Schaufeln und mussten – jeweils eine Gruppe von 30–35 unter Aufsicht eines Soldaten – die Trümmer von den Hauptstraßen wegräumen, wo die Straßenbahn fuhr. Das machten wir vielleicht zwei, drei Tage und sobald die Räumungsarbeiten in unserem Abschnitt fertig waren, kehrten wir wieder zu unseren Firmen zurück. (Kocmich)

Am nächsten Tag war es fast wie auf dem Sklavenmarkt: Antreten, und dann kamen Zivilisten von verschiedenen Firmen, auch von der Stadt und so. Sie hatten hauptsächlich Interesse an Maurern, Mechanikern und ähnlichen Berufen. Naja, und ich meldete mich als „Bankbeamter“. Mit mir blieben dort ein paar Studenten und Abiturienten, was sollte man also mit uns machen? „Geht erstmal in die Unterkünfte, es wird sich schon was finden.“ Am nächsten Tag riefen sie uns wieder zusammen, wir waren so 20–25 Leute. „Alle Sachen packen und einsteigen. Ihr fahrt ins besetzte Frankreich als Vorkommando.“ Wir kamen nach Forbach. Dort bereiteten wir die französischen Militärkasernen für einen ähnlichen Transport vor, wie es der unsere war. Dann war Weihnachten und auf einmal hieß es, wieder alles einpacken und zurück nach Saarlautern. Und was jetzt mit mir, dem „Bankbeamten“? Sie brauchten jemanden als Pferdepfleger, und so schickten sie mich zu den Pferden. Mit mir

waren dort noch zwei Jungs aus Mähren und der Deutsche, ein Unteroffizier, teilte uns direkt mit: „Wenn ihr euch gut benehmt und tut, was ich euch befehle, lasse ich euch in Ruhe.“ Und es war wirklich so, er hielt Wort.

Dort blieb ich ungefähr einen Monat und auf einmal hieß es – die ganze Kompanie alles einpacken, wir fahren nach Saarbrücken. Das war wohl so ungefähr Mitte Januar 1943. Da waren wir in der Cecilienschule untergebracht. Noch eine kurze Weile blieb ich bei den Pferden, und dann kam ich zum Stollenbau. (HK)

Auf einmal kam der Befehl, nach Saarbrücken zu fahren... Von hier wurden wir zu Arbeiten in Abrisshäusern eingesetzt: Was nicht mehr brannte, wurde raus auf den Bürgersteig geworfen. Danach trieben sie uns zum Stollenbau, ich weiss nicht, ob sie irgendeine Fabrik oder Bunker bauten. Ein Stollen in den Hang und das war lauter Sand... Das wurde rausgefahren und wir verrichteten die meiste Arbeit draußen. Dann suchten sie ein Vorkommando und es hieß, wir würden wieder umziehen... so wurden ein paar von uns weggeschickt und wir fuhren über Kaiserslautern nach Mannheim. (js)

In Saarbrücken kam ich zum ehemaligen Rathaus. Das Gebäude war beschädigt und so war dort stattdessen die Werkstatt eines Tischlers, zu dem man uns geschickt hatte. Ich weiß nicht mehr, wie er hieß. Wir kamen zu zweit dorthin. Wir stellten für öffentliche Gebäude wie z.B. Krankenhäuser Verdunkelungsjalousien her, die wir auch auslieferten und vor Ort installierten. Sie sahen aus wie die heutigen Rolläden: aus Holz, mit Papier beschichtet und zum Herunterziehen.

Aus Saarbrücken wurden wir nach Forbach verlegt. Sie wählten ungefähr 50 oder 60 von uns aus und teilten uns mit, dass wir dort einen Schifffahrtskanal säubern sollten, ich weiß nicht mehr, wie das da hieß. Es war notwendig, ihn instandzusetzen, das heisst, das Flussbett zu säubern. Wir kamen im Februar oder Anfang März 1943 an, es war schon Frühling. Dort war es am schlimmsten von allen

Orten, an denen ich in Deutschland war. Sowohl die Arbeit, als auch das Verhalten, einfach alles. Die für diese Arbeit verantwortliche Firma beschäftigte Leute, die so ordinär, so widerlich waren, dass wir häufig Lust hatten, sie in den Hintern zu treten. Wie die Firma hieß, weiß ich nicht mehr. Es waren dort ukrainische Mädchen beschäftigt, zumindest glaube ich, dass sie Ukrainerinnen waren. Die arbeiteten auch an dem Kanal – sie säuberten ihn und wir verrichteten dabei die gröbere Arbeit. Dort waren wir ungefähr drei Monate und fuhren aus Forbach immer mit dem Zug zur Arbeit.

Alle, die ganze Kompanie, trafen wir uns erst in Kassel. Dort arbeitete ich auch im Rathaus, auch wieder etwas mit Holz.... Dort waren wir einige Monate und dann gab es immer mehr Gerede, dass wir nach Essen sollten. Da schimpften wir aber. Wir hatten Angst, denn als wir dem Deutschen, bei dem wir arbeiteten, sagten, dass wir nach Essen verlegt würden, winkte er ab: „Alles kaputt, Essen... Scheiße!“ (Straka)

An die Zeit erinnere ich mich nicht gern, weil wir immer direkt nach dem Luftangriff, auch nachts, antreten mussten, um Bergungsarbeiten zu verrichten und Brände zu löschen. Verschüttete Menschen zu bergen, von denen viele bereits tot oder in schwerem Schockzustand waren – die Verzweiflung der Leute lässt sich schwer beschreiben. (Valeš)

Wir verrichteten Arbeiten nach Luftangriffen, räumten Trümmer weg. An allen Arbeitsplätzen kamen zuerst die Handwerker – Dachdecker, Glaser, Maurer, Elektriker, und dann die Hilfsarbeiter, das heißt Schaufel und Hacke: Wenn z.B. ein Maurer Leute brauchte, kam zu ihm – zusammen mit einem deutschen Soldaten und einem Dolmetscher aus unseren Reihen – eine Gruppe von zehn Handlangern.

In Saarbrücken blieben wir nicht lange, da es zu einem Luftangriff auf Saargemünd kam. Von hier fuhren wir dannach so zwei

Stationen mit dem Zug, da war in Richtung der Maginot-Linie ein Kanal für Handelsschiffe und zur Versorgung der Bevölkerung. Dessen Betonwände waren zerstört. Wir mussten in den Schlamm hinabsteigen, eine Reihe bilden und uns so gegenseitig Schaufel um Schaufel weitergeben. (Frouz)

Abends kamen wir mit dem Zug in Saarlautern an. Dort wurden wir in leeren Kasernen untergebracht und zwei Tage hatten wir eigentlich nichts zu tun. In der Zeit wurden die sogenannte Kommandos gebildet. Ein solches Kommando, bestehend aus ungefähr 20 Männern, unter denen auch ich war, wurde in die Dörfer geschickt, die im Jahre 1940 durch Beschuss aus französischen Festungskanonen zerstört worden waren. Dort verrichteten wir verschiedene grundlegende Wiederaufbauarbeiten.

Ungefähr nach einem Monat wurden wir nach Forbach abtransportiert, wo inzwischen der Großteil der Kompanie versammelt war. Wieder wurden wir in Kasernen untergebracht, diesmal in französischen. Am Montag traten wir zur Arbeit beim Meister Franz Schwarz an, wo wir die Fenster eines Lagers anstreichen sollten. Das taten wir drei Tage lang und dann erfuhren wir, dass schon wieder ein Standortwechsel bevorstand.

Wir fuhren nach Gönnheim, einem Ort, den am St. Nikolaustag englische Flieger mit Phosphorbomben in Brand gesetzt hatten, so dass alles abgebrannt war. Wir waren insgesamt 50 und untergebracht wurden wir in einer Turnhalle am Ende des Dorfes, auf der Bühne. In diesem Ort waren die Dächer der Scheunen und Ställe abgebrannt und unsere Aufgabe war es, provisorische Dächer zu errichten und den Maurern zu helfen...

Ende Januar wurden wir zurück nach Forbach verlegt. Wir traten wieder bei Franz Schwarz an und führten diesmal Lackiererarbeiten aus. Täglich pendelten wir zur Arbeit zwischen Forbach und Saarbrücken, was eine Entfernung von ungefähr 9 km darstellte. Dann wurden wir als Aushilfe zu einer anderen Firma geschickt, die in

größerem Umfang Arbeiten im städtischen Bad verrichtete (Kaiser-Friedrich-Bad). Und auf einmal kam der Befehl, dass die ganze Kompanie nach Essen verlegt wird. (Maděra)

Am Anfang hatten wir überhaupt keine Vorstellung davon, was wir machen würden. Als sie uns dann in die Gruppen einteilten – Elektriker, Mechaniker usw. –, begriffen wir, dass wir wohl Arbeiten ausführen würden, die dem jeweiligen Handwerk entsprachen. Nun ja, aber wir konnten uns überhaupt nicht vorstellen, was es heißt, wenn bombardiert wird: Alles ist kaputt und nun wird einem gesagt, geht in den Keller und holt die Toten raus... Kalk und... es war nicht schön...

Bei unserer Kompanie waren zwei Kommandos, eines auf dem Kanal, das andere in Gönnheim. Das war so ein größeres Dorf, ich weiß nicht mehr, vielleicht 500 Häuser, unweit von Ludwigshafen. Uns schickte man für ungefähr einen Monat dorthin, wir sollten den Bauern beim Aufräumen nach den Luftangriffen helfen. Halt Ordnung schaffen. (Kuchař)

Damals wurde ein Teil unserer Kompanie nach Saaralben verlegt. Wir waren ungefähr 60 Leute. Es handelte sich um das Gebiet nahe der Maginot-Linie, da war die Front übergegangen und auf den Feldern waren Minen. Wir waren in der Kaserne untergebracht und verrichteten Reparaturarbeiten am Kanal. So nach zwei Monaten schickte man uns wieder zurück. (Brázda)

Was mich betraf, so hatten sie für mich in Saarlautern keine Berufsgruppe. Einmal teilten sie mich einer Elektrikerfirma zu, das sei meinem Handwerk am nächsten. Als Lehrling hatte ich von Elektrizität etwas mitbekommen, manches wusste ich, aber nicht sehr viel. Das Ganze endete so, dass ich die Firma verlassen musste. Danach arbeitete ich in einem Sandsteinbruch und dann als Installateur.

In Saarbrücken gab es für mich wieder keine Arbeit und so kam ich zu den städtischen Garagen. Da gab es solche Mühlwagen, die als Müllabfuhr dienten und wenn jemand etwas auszuräumen oder einen Haufen Schutt zu beseitigen hatte, bestellte er sich dieses Auto. Es kam, der Abfall oder Schutt wurde darauf geladen und abtransportiert. Dort erlitt ich einen sehr unangenehmen Unfall.

Es passierte deshalb, weil an jedem Tropfen Benzin gespart wurde: Die Autos, die vor der Garage standen, wurden abends hineingeschleppt bzw. -geschoben. Laut Vorschrift hatte damals jede Garage ein leichtes Gefälle, damit eventuell austretendes Benzin abfließen konnte. Wir waren dabei, das Auto in die Garage zu schieben, da kletterte der Herr Meister auf das Trittbrett und steuerte mit dem Lenkrad. Ich schob hinter ihm an der Ladefläche und so stand er mir eigentlich im Weg, als ich bereits zurückzucken wollte. So erfasste mich der Kotflügel und quetschte mich im Bereich der Hüftgelenke ordentlich ab.

Ich wurde ins Krankenhaus gefahren und man stellte fest, dass mein Hüftgelenk ausgekugelt und mein Beckenknochen gebrochen war. Es ging schließlich so aus, das für mich Ersatz gefunden wurde. Nachdem festgestellt worden war, dass der Junge, der mich ersetzen sollte, gesund und fähig genug war, um dort zu bleiben, wurde ich nach Hause entlassen. (Čihák)

Bei den Luftangriffen schonten sie uns nicht. „Ihr seid hierhergeschickt worden, um hier zu arbeiten!“ Es dauerte länger, bis wir in den Bunker gelangten und raus mussten wir wiederum früher – unser Arbeitsplatz sei draußen, hieß es. Aber ungefähr acht, oder ich weiß nicht mehr wieviele von uns, büßten dafür. (Kostka)

## LEBENSBEDINGUNGEN

Am Anfang wussten wir immer noch nicht, was mit uns passieren würde. Besonders nach unserer Verlegung nach Saarlautern in die Graf-Werder-Kaserne, wo wir auf dem dortigen Exerzierplatz wie normale Soldaten eine militärische Ordnungsübung absolvieren mussten, mit deutschen Befehlen. Drei Wochen durften wir nicht raus und am Sonntagnachmittag trieben sie uns über den Hof: „Gruß links, Gruß rechts, vorwärts marsch, links um,“ und so weiter...

Allmählich gewöhnten wir uns an die deutschen Soldaten, die unsere Befehlshaber waren. Das waren lauter an der Front verwundete und inzwischen wieder genesene Soldaten. Die versuchten ihren Vorgesetzten alles recht zu machen, um nicht wieder an die Front zu müssen. Bald wurden sie aber zurückgeschickt, vor allem nach Osten, wovor sie alle am meisten Angst hatten. Wir bekamen neue, noch strengere Unteroffiziere, und die Geschichte wiederholte sich. Da wussten wir schon, dass wir das Arbeitsbataillon 13, Kompanie 6 irgendeiner Organisation L waren und dass wir so bald wie möglich eingesetzt werden, um Bergungsarbeiten nach Luftangriffen der Alliierten zu verrichten. (Valeš)

Wir unterstanden den Militärgerichten, so dass z.B. Flucht als Desertion betrachtet werden konnte. Manchmal wurde das wiederum nicht so wortwörtlich genommen, wo wir ja schließlich als Arbeiter dort waren...

Na klar waren wir Ausländer. Es gab dort einen Feldwebel, der, hätten sie Knüppel bekommen und drauflosschlagen können, ständig ohne Grund um sich geprügelt hätte – der war eine Bestie. Wenn er sprach, fletschte er die Zähne und sah aus wie ein wütender Schäferhund... Ansonsten konnte man mit den Soldaten halbwegs auskommen, mit der Führung auch.

Noch etwas zu dem Verhalten... es gab dort einen Unteroffizier Hauser, ein lustiger Kerl, aber er konnte nichts anderes sagen als: „Du, Dreckskerl“. Weil da Jungs waren, die kein Deutsch konnten,

sagte einer meiner Kameraden, der auf der Pritsche mir gegenüber schlief, auch einmal zu ihm: „Du, Dreckskerl.“ Er fasste das als Beleidigung auf und schimpfte und der Junge wusste nicht, was los ist. So haben wir ihm danach erklärt, dass das, was Hauser immer sagt, eigentlich eine Beleidigung ist. (Kocmich)

Wir hatten als Vorgesetzte 27 Soldaten und von denen können es so sieben oder acht gewesen sein, die mit uns wie mit Menschen sprachen. Ansonsten gaben sie uns solche Namen, die ich hier gar nicht nennen kann. (Kostka)

Wenn wir einen Offizier trafen, mussten wir ihn grüßen. D.h. wir sollten grüßen, es war angeordnet. Ich habe das immer lieber vermieden, wenn es möglich war, auf den gegenüber liegenden Bürgersteig zu wechseln oder in ein Schaufenster zu gucken, aber es gab Fälle, dass sie sich über Jungs beschwerten, die nicht begrüßt hatten. (Kocmich)

Wenn Räumungsarbeiten verrichtet wurden, gab es manchmal Durchsuchungen, ob wir keine gestohlenen Sachen haben, darauf stand Todesstrafe. Ich bitte Sie, es gab keinen Grund, wir wussten, dass es das nicht wert ist. (Valeš)

Die Arbeitszeit war die ganze Woche über je nach Bedarf, auch nachts, sonntags, ununterbrochen. Wir bestimmten nicht, wie lange wir arbeiten würden. Manchmal hatten wir sonntags auch frei, aber nach Luftangriffen gab es mehr Arbeit, also... 75 Luftangriffe in Mannheim, 30 in Saarbrücken, über 20 in Saarlautern. Ein andermal wiederum stellten sie z.B. zwei Autos ab und fuhren uns nach Köln am Rhein...

Bei den Luftangriffen schonten sie uns nicht: „Ihr seid hierhergeschickt worden, um zu arbeiten, nicht um im Bunker zu sitzen.“ Es dauerte länger, bis wir in den Bunker gelangten und raus

mussten wir wiederum früher – unser Arbeitsplatz sei draußen, hieß es. Aber ungefähr acht, oder ich weiß nicht mehr wieviele von ihnen, büßten dafür. (Kostka)

Unser Arbeitstag dauerte offiziell von acht bis vier, um fünf Uhr mussten wir zum Appel antreten. Da wurde gezählt, ob alle da sind, und dann teilten sich die Soldaten ihre Arbeit auf – sie hatten, obwohl wir in Schulen untergebracht waren, Kasernendienste: Diensthabender, Gefreiter, Unteroffizier... ich weiß nicht was alles. Um zehn Uhr war Zapfenstreich, wie beim Militär. (Kocmich)

Zum Arbeitsplatz und zurück mussten wir in Kolonnen marschieren. Unterwegs sangen wir, z.B. „Nemelem, nemelem“<sup>14</sup>. Die Leute dachten, das sei sowas wie Aufbaulieder. (Valeš)

Wir waren so 220, die Deutschen ungefähr 25. Es gab zweierlei Küche, weil die Deutschen natürlich größere Rationen hatten. Unsere entsprachen – wie ich einmal von Forchthammer (Unteroffizier, der für die Lebensmittelversorgung zuständig war) erfuhr – ungefähr den Rationen für deutsche Strafbataillone.

Es war schwere Arbeit, z.B. mit der Schaufel, wenn ein Haus zusammenstürzte... Sand wegschaufeln ist noch relativ leichte Arbeit, aber den Schutt von einem eingestürzten Haus, da sind Ziegelsteine, Blech, ich weiß nicht was alles, Glas, Holz, das war recht unangenehme und harte Arbeit. Und unsere Arbeitszeit war verschieden, mal so, mal so. Wir wurden eigentlich nie richtig satt, immer waren wir so halb hungrig. Wissen Sie, das Essen war für uns am Anfang recht exotisch, als sie uns in Baumholder Eintopf zu servieren begannen, war das ziemlich unappetitlich, wir waren nicht daran gewöhnt. (HK)

---

<sup>14</sup> Anm.d.Ü.: tschechisches Volkslied mit fröhlicher Melodie

In Saarbrücken hatten wir schon einen tschechischen Koch, weil dorthin zusammen mit uns auch Köche einberufen worden waren. Natürlich entstanden auch Streitereien, da der Koch versuchte, die zu bevorzugen, die mit ihm in einer Stube wohnten. Das war nichts für meine Natur, ich konnte das nicht ausstehen. Bis heute ist mir aber unbegreiflich, wie er es schaffen konnte, z.B. ein halbes Kilo Fleisch in dreißig oder vierzig Portionen aufzuteilen. (Čihák)

Meistens waren wir in Schulen untergebracht, in Saarlautern und Forbach waren wir in Kasernen... Morgens standen wir so um sechs Uhr auf, da wurden wir geweckt wie beim Militär. Wir frühstückten in der Schule oder Kaserne. Zum Frühstück gab es Kaffee, naja, also Kaffee war das nicht, sondern Kaffee-Ersatz aus Getreide. Dazu bekamen wir ein Stück Brot mit nichts drauf. Mittagessen gab es am Arbeitsplatz, das wurde hingefahren, meistens war es irgendeine Soße mit Kartoffeln. Abendbrot gab es zwischen sieben und acht Uhr in der Kaserne. (Straka)

Wir hatten eine eigene Küche und waren dort zu dritt. Der Chefkoch, er hieß Duka, der konnte aus nichts etwas machen. Wenn er Eintopf aus Erbsen zubereitet hatte, waren die Hülsen weich gekocht, dazu etwas Speck, den wir auch zugeteilt bekamen, das war was! Die Jungs waren gute Esser, wir waren zwanzig Jahre alt. „Hej, kann ich in den Kochtopf?“ So musste ich ihn also nicht einmal spülen, sie kratzten ihn aus.(Frouz)

Lebensmittelkarten hatten wir nicht, wir bekamen Verpflegung wie die Soldaten. Naja, Sie können sich vorstellen, das war kein Spaß. Ich weiß jetzt nicht mehr genau, aber wir bekamen Kommissbrot, in Formen gegossenes Schwarzbrot. Morgens hatten wir davon so 10 mal 10 Zentimeter, verteilt auf fünf Stücke, Ende des Jahres 1944 war es auch schon mal auf sechs Stücke. Dazu kam auf zehn Leute

ein Würfel Butter, 25 Gramm, das war die Regel. Zweimal in der Woche bekamen wir statt Butter Margarine, manchmal ein kleines Eckchen Schmelzkäse oder ein Stück Wurst. Mittagessen gab es keins, die Firmen, wo wir arbeiteten, waren verpflichtet, mittags Suppe bereit zu stellen. Na und abends gab es Pellkartoffeln.

Wir hatten dort eigene tschechische Köche. Der tat einem drei oder vier Kartoffeln auf, mehr waren es nicht, dazu ein winziges Stückchen Fleisch und ein bisschen Zwiebelsaft. Wir sagten: „Naja, schon wieder Soße.“ Viel war es nicht, wenn wir keine Pakete bekommen hätten... (Kocmich)

Vor allem schrieben wir nach Hause mit der Bitte, uns etwas zu essen zu schicken. Von Zeit zu Zeit bekam jemand einen Laib Brot. Der wurde dann auf den Tisch gelegt. Wir waren 20 Kerle auf der Stube, also wurde alles in zwanzig Teile aufgeteilt und so hatte jeder ein Stück Brot. Nun, wir bemühten uns zu überleben. (Brázda)

Was die Eltern geben konnten, das gaben sie. Was aber konnten sie schicken, wenn es ein Kartensystem gab und alles zugeteilt wurde? Hauptsache, Mutter wusch wenigstens die Wäsche. Wir wollten das gar nicht von den Eltern, weil wir wussten, dass sie es sich vom Munde absparen müssten. Später, als die Luftangriffe angingen, waren wir nicht mehr in Verbindung, zu Hause wussten sie über ein Jahr lang nicht, ob ich noch am Leben bin oder nicht. (Kroužek)

Mutter schickte mir hin und wieder ein Päckchen mit Essen, und weil sie ein sehr vorausschauender Mensch war, backte sie, damit das Essen in Ordnung ankam, einen Stollen, schnitt ihn in Stücke und machte daraus Zwieback. (Čihák)

Während der zweieinhalb Jahre war ich nur einmal zu Hause, für fünf Tage. Da fuhr ich von Essen über Berlin nach Prag, so hatte ich vom Urlaub drei Tage, zwei Tage dauerte die Reise. (Frouz)

Unsere Kompanie bestand aus 210 Tschechen und 23 Deutschen – Soldaten verschiedener Dienstgrade, die uns bewachten. Gearbeitet wurde 12 Stunden täglich, aber im Fall von Luftangriffen mussten wir die Menschen sowie ihr Eigentum ohne Rücksicht auf die Uhrzeit bergen.

Während der ganzen Zeit meines Einsatzes bei der Organisation L13, 5. Kompanie war die Unterbringung sehr bescheiden. So z.B., als wir in Saarbrücken arbeiteten, wohnten wir in den französischen Kasernen in Forbach, ungefähr 15 km entfernt. Geheizt wurde nicht, jeder hatte eine Decke und einen Strohsack. In Essen schlief ein Teil von uns in einer Schule und wir 60 waren in einem ehemaligen Tanzsaal mit einem Blechdach, das von Granatsplittern durchlöchert war, so dass ich bei Regen 3 Teile meines Essgeschirrs anhaben musste. Ich war schon so geübt, dass mir das Essgeschirr nicht ein einziges Mal herunterfiel. In Kassel und später in Zeitz war es ähnlich, der Unterschied bestand nur in der Anzahl der Wanzen.

Das Essen war schlecht... nach dem Abendessen wurde das Brot zugeteilt (1 Brotlaib, eine Art Ziegelstein á 1,5 kg, verteilt auf 7 Stücke) und ein Stück Margarine für den nächsten Tag. Ich habe jedoch meine Portion aus Hunger sofort aufgegessen. Jeden Tag hatte ein Bett (2-3 Männer) Zimmerdienst: außer dem Kehren und Ordnunghalten im Zimmer brachte dieser Dienst auch das Essen (Brot und weitere Beilagen) auf den Tisch und musste es aufteilen. Keine Schicht schaffte es jemals, das Brot so aufzuteilen, dass alle gleich groß waren. So blieben für die jeweilige Schicht, die Dienst hatte, gewöhnlich die kleinsten Stücke übrig, weil die anderen Zimmerbewohner am Tisch achtgaben und jeder nach dem größeren Stück Brot griff.

Manche bekamen hin und wieder Essenspakete von zu Hause. Ich nicht, da ich aus einer sehr armen Familie kam und immer nach Hause schrieb, es ginge mir gut und ich bräuchte nichts.

Während der ganzen Zeit meines Einsatzes bei der L 13 hatte ich keinen Urlaub. Er wurde nur kurzfristig bei Todesfällen in der Fa-

milie, auf Grundlage einer Empfehlung der entsprechenden Abteilung des Gemeindeamtes oder aufgrund einer Heiratsbescheinigung gewährt. Ich brauchte diese Möglichkeit die ganze Zeit über nicht. (Křepelka)

## STRAFEN

Einmal war ich eingesperrt, und das war vielleicht ein Knast: kein Bunker, nur ein Keller mit einem kleinen Fenster. Es war gerade ein Luftangriff und bei Luftangriffen wurden die, die gerade eingesperrt waren, in den Bunker gebracht. Aber die Jungs hatten mich vergessen, da sagte ich mir: „Oh je,“ und klopfte... Die Fenster gingen durch den Luftangriff kaputt, dann das Dach, und ich kauerte mich dort zusammen. Das Haus hatte keinen Treffer abbekommen, nur der furchtbare Lärm...

Noch lange danach, als ich nach dem Krieg schon wieder zu Hause war, wachte ich nachts auf. Wenn es ein Gewitter gab, sprang ich aus dem Bett und meine Mutter fragte: „Wo gehst du hin? Wohin rennst du?“ „Na in den Bunker.“ So war man davon verschreckt. Naja, Krieg, das ist eine Krankheit. (Valeš)

In Mannheim arbeiteten wir während eines Luftangriffs die ganze Nacht. Da war ein gewisser Unteroffizier Stipich, der war dort berichtigt. Die ganze Nacht waren wir wach, nun war es da so schön warm, ich war von der Nacht unausgeschlafen, so streckte ich mich auf den Latten aus. Dafür bekam ich eine Woche. Jeden Abend ins Loch, da war nur so eine Holzpritsche, nur eine Decke. Die war morgens nass, weil es von den – man kann sie kaum Wände nennen – tropfte. Überhaupt wundere ich mich, dass sie keine Angst hatten, es so zu lassen. (Kostka)

Als wir in Mannheim waren, fingen gerade die tagtäglichen Luftangriffe an. So mussten wir Trümmer wegräumen und auch verschüttete Menschen bergen, usw. Aber es hörte nicht auf, und so ordnete der Hauptmann an, dass auch sonntags gearbeitet werden sollte. Wir waren schon ganz abgehetzt und sagten unter uns: „Sonntags, da protestieren wir. Sonntags gehen wir nicht!“ Und ich wie ein Trottel schrieb auf die Aushängetafel: „Wer am Sonntag arbeiten geht, ist ein Verräter!“ Ich meinte nichts Besonderes damit,

aber unsere Befehlshaber nahmen das schrecklich ernst, der Hauptmann ließ es sich übersetzen. Die Jungs sagten: „Melde dich nicht, keiner von uns verrät dich und wir lassen es einfach so.“ Es wurden große Ermittlungen angestellt und schließlich erteilte Hauptmann Weiß Urlaubsverbot für die ganze Kompanie... So meldete ich mich doch und gab zu, dass ich es war.

Der Hauptmann fing an, mich anzuschreien und ich sagte, wir seien müde, und er darauf, die Soldaten ihrer Armee setzten ihr Leben aufs Spiel usw.... Bis es soweit kam, dass er mich ohrfeigte und dabei grün und blau schlug. Also, da brach ich zusammen. Und zuerst drohte er, mich ins Konzentrationslager zu schicken. Dann überlegte er es sich anders und schickte mich zu einer Strafkompagnie nach Kassel, wo diese ganzen unartigen Jungs konzentriert wurden, um zu Verstande zu kommen. Dort waren sehr strenge Befehlshaber und es war schlimmer als bei uns. Ab und zu eine Ohrfeige, das ließ sich ertragen. Wenn man wie verrückt arbeitete, war es gut. Aber zu essen gab es noch weniger. So bestrafte sie mich.

Dann wurde ich krank, alles an mir war geschwollen. Als sie sahen, dass ich arbeitsunfähig war, schickten sie mich wieder zurück nach Mannheim. Ich konnte dann bis zum Kriegsende nicht mehr nach Hause, sie ließen mich nicht. (Valeš)

## NACH DER ARBEIT

Bei uns war Zapfenstreich um neun Uhr - wir wuschen uns ein bisschen, meist waren dazu so Tröge draußen im Hof... dann Schuhe putzen, so blieb nicht viel Zeit übrig. Wir arbeiteten auch samstags. Also blieb nur der Sonntag, aber sonntags nach dem Frühstück war Befehl, wir mussten in Kolonnen auf dem Hofplatz antreten und der Herr Hauptmann besah uns und kommentierte, was und wie wir gemacht hatten. (Frouz)

Als wir in Forbach wohnten, das waren französische Kasernen – alt, hässlich, es war dort kalt und noch dazu wollten uns die ersten Deutschen ärgern und so sagten sie: „Gleich ist Appell mit sämtlichen Sachen.“ Das hieß auch mit Strohsack. Sie schauten alles durch, was wir dabei hatten – sogar, ob wir in unseren Papierschuhem genug Nieten hatten. Das dauerte bis drei Uhr nachmittags. Dann fragten wir uns schon so langsam: „Lassen sie uns endlich gehen?“ Naja, sie ließen uns dann auf ein Bier gehen. Aber das war dunkles Bier, es kostete so 20 Heller. In Deutschland Bier zu trinken war immer riskant. (Křepelka)

In der Freizeit, sofern wir welche hatten, bildeten wir in Baumholder eine Gruppe und unternahmen eine Überfallaktion in die Stadt... Es gelang uns, dort ein Kino zu finden, aber das war nur einmal, danach wurde es uns verboten. Wahrscheinlich hatten sie einen Befehl bekommen, uns nicht gehen zu lassen, also gingen wir z.B. Pilze suchen. Die Deutschen sammelten keine Pilze, und so verabredeten wir uns, so drei oder vier Jungs, zum Abendessen gebratene Pilze zu machen.

In Saarlautern hatten wir schon eine Kneipe ausfindig gemacht und dort gingen wir immer hin... Im Krieg war es verboten zu tanzen, so dass wir uns dort auf unsere Art amüsierten: wir saßen und erzählten Erlebnisse und Nicht-Erlebnisse, eben was so in der Kneipe geredet wird, wenn eine Gruppe zusammenkommt. (Čihák)

Wir hatten zwar frei, aber es gab keine Kultur. Nur Fußball spielten wir, in Saarbrücken spielte ich sogar im Stadion, ich war nämlich damals aktiver Fußballer. (Kuchař)

Es gab damals ein Tanzverbot, ein Verbot von Musikaufführungen. In Saarbrücken hatten wir noch keinen Ausgang. In Mannheim ja, und so gingen wir immer auf die andere Seite des Flusses nach Fürthem, weil die Stadtmitte ausgebombt war, da lag alles in Trümmern. Hinter dem Fluss war das Kino, so gingen wir ins Kino.

Wir hatten eine eigene Kapelle, die die Deutschen jedoch auflösten, als sie anfangen den Krieg zu verlieren. So bildeten wir danach nur noch so eine kleinere Kapelle bei der Kompanie – doch auch die wurde in Mannheim aufgelöst und dann spielten wir nur noch auf der Stube, wer gerade keinen Dienst hatte, oder nach der Arbeit. Aber die Jungs spielten hauptsächlich Karten, das war nur so eine Art Gesangskreis zur Gitarre. (Valeš)

Die Jungen, die ein Instrument hatten, bildeten eine Kapelle. Später hatten auch die Deutschen Interesse: zu ihnen kam ein Offizier, sie sollten doch am Mittwoch oder Donnerstag kommen und spielen. So gingen sie also für sie spielen und bekamen dafür Essen, Abendbrot oder so. Insgesamt waren sie so zehn und machten ganz gute Blasmusik. (Straka)

## LUFTANGRIFFE

In Saarlautern waren wir in Kasernen untergebracht. Für den Fall von Luftangriffen war die Kaserne selbstverständlich auf dem Dach mit einem roten Kreuz auf weißem Grund gekennzeichnet, damit sich die Flieger orientieren konnten und ersichtlich war, dass es sich nicht um ein militärisches Objekt handelte. Darauf wurde aber keine große Rücksicht genommen – wenn Sie in einem so gekennzeichneten Haus wohnen und aus ihm wird mit Flugabwehrgeschützen geschossen... Einmal warfen die Amerikaner dort Leuchtraketen ab und in dem Moment war alles vorbei, man hörte nur Gepolter, wie die Soldaten von den Maschinengewehrtürmen flüchteten... Danach wurden die Maschinengewehre nicht mehr benutzt.

Für uns gab es dort keinen öffentlichen oder nichtöffentlichen Bunker, wir hatten unsere Keller und dort verbrachten wir immer die ganze Zeit des Luftangriffs. Wir mussten jedesmal die Stuben verlassen und in den Keller gehen. Nun, es war nicht gerade besonders angenehm, in die engen Kellergänge zu schauen und zu wissen, dass über einem alle Leitungen verliefen – Dampf, Wasser, Gas, Elektrizität... Ich überlegte: „Was ist, wenn es hier reinknallt? Die Dampfleitung wird unterbrochen und es verbrüht uns, oder die Gasleitung wird zerstört, irgendwo entsteht ein Funke und es fängt hier an zu explodieren.“

Es waren also nicht gerade glückliche Momente, aber gottseidank haben wir den Einsatz in Saarlautern überlebt und wurden nach Saarbrücken verlegt. Dort waren wir in einer Schule untergebracht, die keine Bunker o.ä. hatte. Für die Bevölkerung waren dort Luftschutzbunker errichtet worden. Das waren auch zweistöckige Häuser... Wir gingen dorthin, da es uns die Soldaten befohlen hatten, aber es kam oft vor, dass die Leute vor Ort dagegen protestierten, weil dort nicht viel Platz war. Wenn sich alle aus der Umgebung versammeln sollten, und Sie sahen z.B. eine Frau, die in einer Hand einen Koffer trug, an dem hielt sich ein Kind fest und ein weiteres Kind hatte sie auf den Arm, und das nachts um elf, halb zwölf, und alle in Eile –

diese Leute waren nicht darauf eingestellt, dass ihnen irgendwelche gesunden jungen Männer den Platz wegnahmen. Es kam schließlich so, dass wir nicht mehr in den Bunker durften, sondern bei Fliegeralarm in den Keller der Schule gehen mussten, was kein besonderes Glück war. Es gab also eine gewisse Feindseligkeit, die ich nun, im nachhinein, verstehen kann, aber damals war es uns natürlich nicht angenehm, dass die Leute so gegen uns auftraten.

Ihnen missfiel, dass so junge und gesunde Menschen ihnen den Platz wegnehmen, und es war völlig egal, ob wir Franzosen oder Tschechen waren, wir waren dort einfach nicht gern gesehen. Wir waren ungefähr 200 und das ist ja schon eine Menge Leute, bzw. viel Platz, auch wenn es nur auf dem Betonfußboden ist. Dort machte man sich ein Lager zurecht und musste mit Gasmasken schlafen, wobei die Stoffhülle, in der die Maske verpackt gewesen war, als Kopfkissen diente. So versuchte man einzuschlafen. Aber nach einer Weile war einem kalt vom Betonfußboden und sobald man einmal durchgefroren war, war es mit dem Schlafen vorbei. So versuchten wir also wieder, in Bewegung zu kommen, uns aufzuwärmen. Die Leute waren schon ausgestattet, hatten z.B. Decken dabei. Sie wussten, dass es notwendig war, wenn jemand kleine Kinder hatte, sicherzustellen, dass diese nicht direkt auf dem Beton lagen. Die Situation war unangenehm für sie und für uns ebenfalls. (Čihák)

Bei Luftangriffen, die fast jede Nacht waren, mussten wir in den Bunker gehen. Der Bunker war direkt in der Schule [K5-Schule in Mannheim], wo wir untergebracht waren. In diesem Bunker waren wir alleine, die Leute vor Ort kamen nicht dorthin. Von den Befehlshabern war immer einer oder zwei mit uns im Bunker. Wir blieben mehrere Stunden dort, meist so zwei bis vier Stunden. Damals, als junge Burschen, hatten wir die ersten Tage Angst, aber später nicht mehr so, da machten wir dort Dummheiten, spielten Karten, schliefen oder unterhielten uns. So warteten wir auf das Ende des Luftangriffs.

Wenn er vorbei war, wurden wir einfach hinausgetrieben, draussen mussten wir antreten und wurden zur Arbeit geschickt. Wir gingen nicht alleine, sondern bewacht von einem Soldaten, einer begleitete immer eine Gruppe von ungefähr zehn von uns. Ein oder zwei Nächte wurde die Umgebung unserer Schule bombardiert, Bomben fielen nur hundert Meter von uns entfernt. Aber nicht auf die Schule, wo wir waren. Es kam zu Schäden und wir gingen hinaus und halfen gleich bei den Räumungs- und Bergungsarbeiten. Oft trafen wir auf Frauen mit kleinen Kindern. Wir nahmen dann das Kind und trugen es hinaus. Die Leute waren arm dran. (Straka)

Luftangriffe gab es viele. Ich gebe zu, dass ich Angst hatte, da kann man nichts machen. Ich setzte mein Leben aufs Spiel, da ich Chauffeur war und beim Auto bleiben musste. Ich durfte nicht in den Keller gehen. Wer behauptet, er hätte keine Angst gehabt, sagt nicht die Wahrheit. (Kuchař)

Bei einem der ersten Fliegerangriffe war ich unter den Schaulustigen: Wir kletterten auf das Dach der Schule, wo wir untergebracht waren, auf den Schornsteinfegersteg. Uns liefen Schauer den Rücken hinunter. Das Dach der Kirche – es stand nicht mehr in Flammen, sondern war geschmolzen, glühend wie Holzkohle auf dem Grill. Das war schrecklich, die glühenden Balken vor dem dunklen Himmel. Und wir dachten: „Ihr deutsches Gesindel, sie hätten euch hier alles noch mehr kurz- und kleinschlagen sollen.“ (Kocmich)

Es war nervenaufreibend. Die Sirene heulte, also ab in den Keller... Nach einer Weile merkte man, dass die Luft verbraucht war... In Brabag<sup>15</sup>, wenn Fliegeralarm war, mussten wir über den Zaun in die

---

<sup>15</sup> Braunkohle Benzin AG produzierte im 2. Weltkrieg Treibstoff für Panzer und Flugzeuge, sie zählte zu den wichtigsten Treibstofflieferanten der Wehrmacht.

Felder. Von der anderen Seite hatte man einen Bunker im Sandsteinbruch gebaut: der Sand war hinausbefördert worden und das Ganze war, wie im Bergwerk, mit Holz abgestützt. Sie pumpen Luft hinein, aber was nützte das? Wenn eine Bombe in den Eingang fiel... (Kuliš)

Als der Jahrgang 1944 nach Rüsselsheim gebracht wurde (da war das Opel-Werk, ungefähr 30-40 km von Mannheim entfernt), fuhren wir hin, um unsere Kollegen zu besuchen. Am Sonntag, da hatten wir frei. Sie waren so verängstigt von den Bombenangriffen, schrecklich. Wir sagten ihnen, dass das keinen Sinn hätte, vor allem sollten sie nicht weglaufen, weil dann alles noch schlimmer werden würde... Uns machte das schon nicht mehr so viel aus, man gewöhnt sich.

Wenn bombardiert wurde – ich habe das bisher niemandem erzählt, auch nicht meiner Frau – , wenn wir im Keller waren und es fing an zu knallen, das waren 600 Tonnen-Bomben und die fielen so 50-100 Meter entfernt, und wenn sie in die Erde knallten, war das wie ein Erdbeben. Da fühlten wir richtig, wie es uns im Keller von der Wand wegstieß. Manche Jungs hatten gute Nerven, manche nicht, ich habe während der Fliegerangriffe die ganze Zeit über was erzählt. Immer lauter Witze und Späßchen. Die Jungs sagten: „Sobald du aufhörst zu reden, ist es furchtbar.“ Und so habe ich eben ständig erzählt.

In der Schule waren zusammen mit uns französische Kriegsgefangene und Belgier... und auf die Schule fiel keine einzige Bombe. Die Deutschen begannen schon zu glauben, die Engländer wüssten, dass dort Tschechen, Belgier und französische Kriegsgefangene untergebracht sind. (Kroužek)

Fliegeralarm – nun, tagsüber fand jeder einen Platz, wo er unterkriechen konnte, aber nachts hatten wir in der Schule, wo wir untergebracht waren, einen Bunker. Dorthin zu gehen war Pflicht, nachts ging der diensthabende Soldat durch die Klassen und kon-

trollierte die Toiletten, Duschen usw. Die Schule war vollständig unterkellert und da waren so große Nischen, eine Art Gewölbe und da wurden Pritschen errichtet. Sie waren dort bis zum 21. 3. 1945, als wir weg mussten, es ist unglaublich, 154 Fliegerangriffe, einschließlich 30–40 Störangriffe.

Ich habe den letzten Fliegerangriff, der am 21. 1. 1945 stattfand, gesehen, ich sah die Flugzeuge so nah über mir, nur einen Steinwurf entfernt. Das war ein Spektakel: 100 Flugzeuge, immer 9 in einer Reihe – als ich sie erblickte, gefror mir das Blut in den Adern. Nicht dass man sie mit dem Stein hätte treffen können, aber sie flogen niedrig, und als ich drei nebeneinander sah, die Flügel übereinander und dann eine kleine Lücken und dann weitere drei, sechs, neun, da geriet mein Blut wieder in Wallung. Das waren Sekunden, so rutschte ich auf dem Treppengeländer ins Erdgeschoss.

Dort in der Mitte des Gebäudes war ein Bunker errichtet worden, der hatte ungefähr 70 cm dicke Mauern und ich verlegte dort die Stromleitungen und Notbeleuchtung... und sie setzten einen Kerl dorthin, der hatte ein Radio und über dem Tische eine große Karte von Europa. Die Karte war in ungefähr zwei Zentimeter große Quadrate unterteilt und jedes Quadrat hatte einen Namen, evtl. eine Nummer, und sie bekamen Meldungen vom Ärmelkanal, wo sie einen Beobachtungsdienst eingerichtet hatten.

Sobald sie ein von draußen kommendes Geräusch festhielten, ging das gleich in so einen Apparat, da wurde es irgendwie verstärkt, weitergeleitet und beurteilt, und im Radio begann so eine Art Chronometer zu ticken. Die Leute hatten wahrscheinlich immer das Radio eingeschaltet, und sobald sie das Chronometer hörten, wussten sie, dass ein Luftangriff bevorstand. Neben der Schule, wo noch unzerstörte Häuser standen, versammelten sich die Leute, vor allem Frauen, nahmen ihre Köfferchen und schon ging es in den hohen Luftschutzbunker, und wir sagten: „Aha, der Wecker tickt schon.“

Und in der Eile, wie ich das Geländer hinunterrutschte, war mir klar, dass ich es nicht mehr schaffe, über die Hauptstraße in den

Bunker zu gelangen, und in den Keller wollte ich nicht. Die Flieger näherten sich, wahrscheinlich sahen sie, dass die Schule noch unzerstört ist, und so erinnerte ich mich an den Kerl im Bunker und klopfte an seine Tür. Als ich dort nämlich die Elektroinstallation fertig machte, hatte mein Chef von den Stadtwerken ihm gesagt: „Hör zu, der arbeitet hier, und sollte zufällig Fliegeralarm sein und er klopft hier bei Dir an (da waren dicke gepanzerte Türen), dann lass ihn herein.“ Er machte wirklich auf und zusammen mit mir kamen noch so acht oder zehn Frauen herein, die auch schon wussten, dass sie es nicht mehr bis zum Bunker schaffen würden. Ich komme also herein und höre im Radio: „Hundert Viermotorenflieger fliegen von Richard, Toni eins nach Richard, Toni zwei.“ Richard Toni eins, das war das Quadrat von Ludwigshafen und Richard zwei war Mannheim.

Interessant war, dass die Flieger nur einen Steinwurf entfernt waren, aber die Sirenen nicht heulten – wahrscheinlich funktionierte so gegen Ende des Krieges nicht mehr alles so, wie es sollte. Erst nach der Meldung im Radio hörte man Sirenen und so ein pfeifendes Geräusch, „fschschs“, und die erste Bombe fiel, das war irgendwo weit weg, vielleicht in Ludwigshafen, ich weiß nicht, die zweite war schon näher und die dritte, da bebte schon alles und es begann die Hölle.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke und wenn ich die Geschwindigkeit der Flugzeuge vergleiche, wo sie waren und wo ich sie sah, dann der Fliegerangriff kann so zwei, drei Minuten gedauert haben. Aber dort, dort war es eine furchtbar lange Zeit, weil ich den Eindruck hatte – ich weiß nicht, ob die Frauen das auch so empfanden, oder es wirklich so war – , dass der Fussboden schaukelt, ich lehnte mich an die Wand des Bunkers, auch wenn es überall eng war. Auf einmal wirbelte Staub umher, an schlimmsten waren die Frauen, die kreischten und zu Gott beteten... Dazwischen war das Feuer der zwei Flugabwehrbatterien jenseits der Stadt zu hören...

Naja, die Sirenen verkündeten das Ende des Fliegeralarms, wir gingen hinaus, es war schönes Wetter, nachmittags ungefähr um halb vier, irgendwo bei Ludwigshafen brannte es, dicker schwarzer Qualm wälzte sich von dort, der Himmel – es schien wohl die Sonne – war ganz von diesem Qualm bedeckt. Auf dem Hof lagen unsere Taschen, Balken, eine Bombe hatte dort eingeschlagen, aber in diesem Flügel des Gebäudes war niemand gewesen.

Als wir dort die Schäden besahen, heulte die Sirene erneut, und diesmal wartete ich nicht mehr ab, sondern rannte über die Hauptstraße und geradewegs in den Bunker. Ich sprang über so ein Loch und dachte: „Kruzifix, was hat sich hier ein Maulwurf für ein Maulwurfsloch gegraben...“

Der Fliegeralarm dauerte ungefähr anderthalb Stunden, und als wir danach zurückkehrten, war es dunkel und so interessierte ich mich nicht mehr für das „Maulwurfsloch“. Es war eine eingeschlagene Bombe, ein Blindgänger. Am Morgen danach waren die Schäden zu sehen, wir hatten es überstanden und die Frauen kamen zu uns in den Bunker und sagten: „Die Piloten wissen von euch, das sind eure Leute, sie werden die Schule nicht bombardieren.“ Ich weiß nicht, wir glaubten an das Schickal. (Kocmich)

Jindra T. ist dort wahnsinnig geworden. Die Jungs beschlossen, sich den Luftangriff vom Dach aus anzusehen. Das war in Mannheim, K5-Schule. Und um nicht hinunterzufallen, schnallten sie sich mit einem Gürtel am Blitzableiter fest. Nun ja, aber es war so schrecklich, dass der Junge dort anfang zu schreien, er war völlig weggetreten. Irgendwie hatte er wohl schwächere Nerven und so mussten wir ihn nach dem Luftangriff hinuntertragen. Danach wurde er auch nach Hause entlassen. Nach dem Krieg trafen wir uns bei ihm. Aber Jindra war nicht er selbst... Nach ein paar Jahren starb er. Er wollte nicht essen und... naja, er ist einfach zu Hause an den Folgen des Krieges gestorben. (Valeš)



## ERINNERUNGEN AN DAS SAARLAND

Das Verhalten der Deutschen? Es spiegelte die Situation an der Front wider. Als wir in Baumholder ankamen, sagten sie zu uns: „Da hinten werdet ihr liegen.“ Auf dem Friedhof. Zu der Zeit rückten die Deutschen noch in Richtung Stalingrad vor, da waren sie noch selbstbewusst, das war ein ganz anderes Verhältnis. Sie können sich vorstellen, so gegen Ende 1944, geschweige denn Anfang 1945, als sie schon einsehen mussten, dass ihnen das Wasser bis zum Hals steht und die Träume vom „Weltraum“ ausgeträumt sind, da waren sie auf einmal Freunde.

Oder nach den Luftangriffen, wenn sie uns alle zu den Bergungsarbeiten hinaustrieben, und wir z.B. Möbel hinaustrugen, da ging es: „Kamerad, komm, komm, da hast du einen Schnaps, da hast du Zigaretten. Komm mir helfen.“ Da waren sie plötzlich Freunde, vorher hatten sie sich immerhin alle von uns distanziert. (HK)

Das Saarland war zu der Zeit so etwas wie hier die Sudeten: deutsche Behörden usw., aber vorwiegend wohnten dort Franzosen. Wenn sie Deutsch konnten, wurden ein paar Worte gewechselt. Sie sprachen mit uns. Ich glaube, sie waren dankbar... Als wir mit dem Zug aus Forbach nach Saargemünd pendelten, gingen wir zum Bahnhof wie Soldaten, in Marschkolonnen. Hier habe ich dieses Foto, auf der Brücke: Ein oder zwei deutsche Soldaten führten uns und gingen voraus. Dann kamen wir und sangen, auf Tschechisch, alle möglichen Lieder, auch solche, für die sie uns hätten einsperren können: „Šestého července na strahovských drnách stáli sokolíci“.<sup>16</sup> Wenn wir gegen Abend von der Arbeit zurückkehrten und nicht sangen, weil wir z.B. von der Arbeit verärgert waren und keine Lust hatten, da gingen die ortsansässigen Mädchen schon immer auf dem Bürgersteig umher und riefen: „Sing! Ein Lied!“ (Straka)

---

<sup>16</sup> Anm.d.Ü.: patriotisches Lied mit Bezug auf den unter den Nazis verbotenen Turnverband „Sokol“

In Saarlautern verbrachten wir Weihnachten und das war sehr traurig. Am Heiligabend saß einer hier, einer da, niemand sprach, alle waren still, das war wie eine Stunde der Stille. Niemand sagte etwas. Das war unser erstes Weihnachtsfest in Deutschland.  
(Kroužek)

Mein Bruder und ich waren konfirmiert und gingen in die Sonntagschule, später in die Kirche. Wir wuchsen also damit auf und das begleitete uns auch später... Als ich in Saarlautern war, fand ich dort eine evangelische Gemeinde. Bei einem Treffen sprach mich der Herr Pfarrer an, er hieß Richter und war auch Kreisältester. Er fragte mich, ob ich Franzose sei – mir war es nämlich in Baumholder gelungen, als Arbeitsanzug eine Arbeitsjacke der französischen Pioniersoldaten zu ergattern... Der Herr Pfarrer sah jemand Neues, der fremd hier war und eine französische Uniform trug. Ich sagte nein und erklärte, dass ich Tscheche bin und aus Prag stamme. Und so lud er mich zu sich nach Hause, zu seiner Familie, ein und ich war dann noch ein paar Mal dort zu Besuch.

Ich lernte dort noch eine Familie kennen, das war eine große Tischlerei und ich arbeitete dort als Elektriker. Sie kamen und fragten, ob ich Deutsch könnte. Die Frau sagte: „Komm, Essen!“ Na, das verstanden wir alle. Beim Essen fragten sie mich aus, weil zu der Zeit in Deutschland der Film „Die goldene Stadt“ lief, der von Prag handelte. Viele Leute hatten ihn gesehen und viele stellten sich danach Prag wie irgendeine heilige Stadt vor... Als ich sagte, dass ich aus Prag bin, war ich für sie so ein – man könnte sagen – Exot. Sie fragten mich aus, wie ich dorthin gekommen sei. Und ich sagte: „Ganz einfach, ich bin im Rahmen des Totaleinsatzes hier.“ Die Frau fragte mich, ob freiwillig und ich sagte: „Nein, freiwillig nicht.“

Diese Familie verhielt sich mir gegenüber also freundlich, aber das war eher aus Neugier. Sie wollten wissen, wer ich war, wie es mich dorthin verschlagen hatte und warum wir eigentlich dort waren.  
(Čihák)

Die deutschen Mädchen hätten vielleicht sogar mit uns irgendeine Art von Kontakt anknüpfen mögen. Aber die Befürchtung, dass die anderen Deutschen sie sehen könnten, spielte schon eine Rolle. Mir ist es passiert, dass ich einmal vor der Kaserne stand und auf die Stadtbahn nach Wallerfangen wartete. Da war so ein Vorgarten, ungefähr zwei Meter vor dem Fenster, und dort befand sich ein Büro, wo deutsche Mädchen und Frauen arbeiteten. Ich weiß nicht, ob sie uniformiert oder in Zivil waren, sie waren einfach da.

Auf einmal kam von dort ein in Papier eingewickeltes Stück Kohle angefliegen... und da stand auf Deutsch, ob ich noch einen Kameraden hätte und ob es möglich wäre, sich mit uns zu „unterhalten“. Also verabredete ich mich mit einem meiner Kameraden und wir warteten auf sie. Dann gingen wir spazieren. Sie hätten wohl gerne mit uns irgendwie... aber es war für sie nicht annehmbar, weil die Gefahr bestand, dass jemand sie sehen könnte und sie vielleicht beschuldigt würden. Damals war das ziemlich in Mode... diese Rassenschande, naja. Also, irgendwelche großen Verabredungen oder Annäherungsversuche habe ich nicht erlebt. (Čihák)

Saarbrücken ist eine sympathische Stadt, dort befindet sich das zweitgrößte Industriegebiet Deutschlands. Saarbrücken – Burbach, da gibt es riesige Stahlwerke, Bergwerke, Hütten. Wenn Sie sich mit dem Zug Saarbrücken nähern, sehen Sie zwei – ich weiß nicht, ob das heute noch so ist – zwei riesige Halden, wie Berge. Da erkennen Sie gleich, wohin Sie fahren. Na und Völklingen und dann so ein Stadtteil, als wir im Westen waren, dort in Saarlautern, jetzt ist es Saarlouis, da gab es die Stahlwerke Dillingen. Wenn dort Abstich war, muss das Leuchten bis zum Ärmelkanal zu sehen gewesen sein. (Brázda)

Da gab es sowohl Stahlhütten als auch Bergwerke und wenn in den Hütten die Behälter abgeladen wurden, mussten sie die Tore aufmachen. Von den riesigen Öfen strahlte über Kilometer hinweg so

ein Lichtschein, dass man dabei eine Stecknadel hätte suchen können. (Křepelka)

Es gab auch solche Leute, die uns beschuldigten, der Krieg sei wegen uns ausgebrochen, aber das waren nur Einzelne unter dem Einfluss von Göbbels Propaganda. Meistens kamen wir mit den Einwohnern recht gut aus, sie sahen ja, dass wir ihnen eigentlich halfen. (Valeš)

Soweit ich mich erinnere, verhielt sich die Mehrzahl der deutschen Einwohner uns gegenüber neutral, Sie wussten, dass wir uns bemühten, ihnen in schweren Situationen zu helfen, also nahmen wir das Leben so, wie es in der Zeit war. Das war beidseitig. Es fanden sich aber auch bestimmte Gruppen, die uns das Leben schwer machten. Das brachte der unsinnige Krieg so mit sich. (Brázda)

Feindselig war die Bevölkerung nicht, das kann man nicht sagen. Sie brauchten uns eigentlich, schließlich schleppten wir ihnen die Leichen aus dem Keller... sie waren froh, dass das jemand machte. Oder wir reparierten die Heizung, die Wasserleitungen. Also gaben sie uns zu essen und das war immer willkommen. (Kuchař)

Als Elektromonteur hatte ich die Gelegenheit, das Verhalten der Bevölkerung aus der Nähe zu betrachten. Außer der Tatsache, dass es über uns ein Gerücht gab, wir seien Verbrecher, war das Verhalten der Leute – bis auf Ausnahmen, wenn uns insbesondere nach Luftangriffen manche Soldaten wie auch Zivilisten schlugen, weil sie uns in unseren Lumpen mit russischen Kriegsgefangenen verwechselten – im Großen und Ganzen korrekt...

Vor allem in Essen, wo der Fliegeralarm praktisch täglich um 11 Uhr abends anfing und bis 3 Uhr morgens dauerte (im Winter von halb acht bis Mitternacht), liefen immer Dutzende Frauen mit kleinen Kindern, die oft nicht ausreichend angezogen und vor allem

schlaftrunken waren, in den Bunker. Sie taten mir sehr leid. Manchmal, wenn die Bomben zu nah einschlugen, weinten Frauen wie Kinder, oft fast unzurechnungsfähig. Ich selbst fühlte mich ohnmächtig, weil ich in keiner Weise helfen konnte. (Křepelka)

Mit einem Mädchen dort war ich befreundet, sie war beim Luftschutz, bei der Flak, bei den Flugabwehrkanonen. Sie ist gestorben. Es gab einen Luftangriff und sie hatten ihren Standort auf dem Mannheimer Schloss. Da schlug ein Treffer ein und am nächsten Tag kam ihre Freundin, um mir auszurichten, dass sie – wie hieß sie noch, Margareta – tot ist. (Valeš)

Es gab dort ein Mädchen, Hela, sie hatte zusammengedrehte, schöne Haare. Sie war achtzehn Jahre alt und ich einundzwanzig. Einmal gingen wir spazieren und sie sagte: “Ich schaue kurz zu Hause vorbei.” ... Da sah ich sie zum letzten Mal im Leben. Ihr Stiefvater hatte sie zum Arbeitsdienst<sup>17</sup> geschickt, sie waren dort zu 30 in einer Schule untergebracht. Aber die Schule bekam einen Volltreffer und alle Mädchen verbrannten dort. Das war meine Liebe. Schluss, aus, vorbei. (Patka)

---

<sup>17</sup> Reichsarbeitsdienst, Abk. RAD. Zur Teilnahme am sechs Monate dauernden Reichsarbeitsdienst waren ab 1935 junge Männer im Alter zwischen 18 und 25 Jahren verpflichtet, für Frauen galt es ab 1939.

## RÜCKKEHR

In Mannheim wurde darüber verhandelt, ob man die Stadt gegen die vorrückenden Truppen verteidigen oder sie kampfflos öffnen sollte. Wir warteten ab, was passieren würde... um fünf Uhr jagten sie die Rheinbrücke, die Mannheim mit Ludwigshafen verband, in die Luft. Es war klar, dass wir fortgehen würden, weil angeordnet war, dass im Falle der Verteidigung alle Ausländer aus der Stadt mussten. So bekamen wir den Befehl, unsere Sachen zu packen und um acht Uhr, im Gleichschritt Marsch, brachen wir aus Mannheim auf...

Als wir nach Mitteldeutschland kamen, beschlossen vier von uns, gemeinsam zu flüchten. Ich hatte einen Stoß Fotografien, meinen Ausweis, das alles mussten wir beseitigen. Wir zogen zivile Kleidung an – die durften wir nicht haben. Sie hatten gleich in Baumholder verlangt, wir sollten sie nach Hause schicken, aber die Hauptaktion, was das Wegschicken der Sachen betraf, fand in Saarlautern statt: entweder nach Hause schicken, oder mit Namensschild im Armeelager deponieren. Aber wenn man einmal die Zivilkleidung aus der Hand gibt... so brachte ich von zu Hause eine Aktentasche mit. Ich hatte nur eine Hose und ein Sakko, das faltete ich schön zusammen, damit es nicht zu umfangreich wäre, und stopfte das Ganze in die Aktentasche.

Die ganze Zeit versteckte ich es und wohl zweimal hatte ich großes Glück. Einmal in Mannheim gab es eine überfallartige Kontrolle und ich hatte die Tasche auf meiner Pritsche. Auf die Frage, was darin sei, sagte ich: „Das ist schmutzige Wäsche, ich will sie nach Hause schicken.“ Dann also, ja, ja, gut, ich war damit durchgekommen. Das zweite Mal wussten wir von dem Kontrollgang, und so schaffte ich es noch, die Aktentasche von außen auf die Fensterbank zu stellen. (Kocmich)

Wir waren schon an der Grenze, auf dem Bahnhof, und warteten auf den Zug zu uns in die Tschechoslowakei. Vom Zug ging ich dann achtzehn Kilometer zu Fuß... Nach Hause kam ich ungefähr um vier

Uhr morgens. Ich klopfte an die Tür: „Guten Abend, hätten Sie nicht ein Nachtquartier für mich?“ Er überlegte: „Es sei denn, ich würde Ihnen auf dem Boden ein Lager aus Stroh zurechtmachen.“

Und so gingen wir im Dunkeln durch den Flur, da waren drei Stufen, er machte die Tür auf und ich pfiff, na wie zu Hause. Wir kamen in die Stube und er sagte: „Hier könnten Sie sich hinlegen, ich gehe das Stroh holen.“ Mutter schlief dort und als sie meine Stimme hörte, rief sie aus: „Aber das ist doch Dobromil!“ Vater richtete die Petroleumlampe auf mich und oh, sie fingen an zu lachen. (Patka)

Wir fahren ungefähr 40 km und kamen nach Hennhofen, das war ein weiteres Dorf. Plötzlich, auf dem Dorfplatz – Sirenen, weiße Flaggen hingen schon aus den Fenstern und vom gegenüberliegenden Berg fingen sie an zu schießen. Dort stand ein amerikanischer Panzer und auf dem anderen Berg ein deutscher Tiger und sie beschossen sich. Dann hörte der Schusswechsel auf und übrig blieb nur der amerikanische Panzer. Pepík Jušků meinte: „Wir sollten hingehen und sie uns anschauen, aber versteckt euch nicht, Jungs, geht schön gerade und aufrecht.“

Wir gingen den Hohlweg entlang, dem Panzer entgegen, und auf einmal Pepík - bumm, knallt hin und guckt. Plötzlich sahen wir, wie sich der Turm des Panzers zu uns dreht. So half Karel ihm auf und sagte: „Was machst du für einen Quatsch, heb die Hände über den Kopf und geh vorwärts.“ Wir kamen bis zu dem Panzer, ihm entstieg ein Schwarzer und spricht Englisch – ein Amerikaner. Dann kam noch ein Weißer zum Vorschein und fragt, wer wir sind. Karel fragt, ob er Französisch kann. Der Amerikaner sprach gebrochen und Karel erklärte ihm, dass wir als Zwangsarbeiter in Deutschland eingesetzte Tschechen seien... Und da erschienen französische Militärjeeps – und wieder hieß es erklären, was es mit uns auf sich hat. Aber Karel kam schnell mit ihnen überein, als er ihnen sagte, dass wir Tschechen auf der Flucht nach Hause seien...

Danach gingen wir schon zu Fuß, doch bevor wir die Grenze überschritten, kamen Amerikaner, luden uns ins Auto und verfrachteten uns 100 km zurück nach Deutschland in ein Sammel-lager... Doch nach einiger Zeit, es dauerte nicht einmal eine Woche, luden sie uns auf Lastautos und brachten uns nach Domažlice (Taus). Da fuhr gerade rückwärts ein Zug ein und Autos kamen an und brachten politische Häftlinge aus den Konzentrationslagern: Manche konnten gehen, manche nicht, den einen oder anderen mussten sie tragen, so halfen wir ihnen, in den Zug einzusteigen...

In Prag kamen wir am Bahnhof Vršovice an. Wir hatten so einen Mischlingshund und er erinnerte sich wohl an mich, denn als ich das Tor öffnete, kam er zu mir, wedelte mit dem Schwanz, bellte und tanzte um mich herum. Ich öffnete die Tür und alle drinnen waren erstmal baff. Meine Mutter sagte zur Begrüßung: „Wenn du schon mal hier bist, mache ich dir Zwetschgenknödel, die mochtest du immer schrecklich gern.“ Sie machte also Zwetschgenknödel, ich aß vier und hatte mehr als genug. (Kroužek)

Wir brachen abends um 10 Uhr auf und hatten schon die Route geplant, wo wir hinwollten... Ich muss Ihnen sagen, dass wir die ganze Strecke von Mannheim nach Klatovy zu Fuß gingen, drei Paar Schuhe büßten dafür... Als wir so 10 km zurückgelegt hatten, kamen plötzlich auf Fahrrädern so zwei ältere Opas in Uniform, vom Volkssturm, und so drei Junge, um die 20, die hatten nur eine Pistole... Es ging schließlich so aus, dass einer von den zwei Älteren und die Jungen uns abführten. Zu unserer unliebsamen Überraschung kam ein SS-Oberleutnant: „Sag’ den tschechischen Hunden, sie sollen noch ein Weilchen hierblieben und hier nicht zuviel knurren. In einer Weile komme ich sie abholen.“

Sie führten uns nach Ingolstadt. Wir wurden in ein Gefängnis gebracht und unserer Sachen entledigt. Sie nahmen sich, was sie wollten: Schnürsenkel, Gürtel und vor allem weideten sie sich an den Fotografien. Sie sammelten das alles von uns zusammen und wir

waren mindestens drei oder vier Monate eingesperrt. Nach der Entlassung sahen wir uns im Geiste schon fast zu Hause, als uns die Amerikaner zurück ins Lager Deggendorf führen mit der Bedingung, dass sie uns nach dem Krieg alle auf einmal nach Hause bringen würden. (Kostka)

Wie ich nach Hause gekommen bin? Das ist fast wie ein Märchen. Ich sage immer, das ganze Leben ist ein großer Zufall. Bevor wir aus Wiesbaden wegfuhrten, bekam einer meiner Kameraden Diphtherie und blieb im Krankenhaus... Als ich frei hatte, kehrte ich gleich dorthin zurück. Ich ging ihn also besuchen und sitze an seinem Bett und wir unterhalten uns.

Auf einmal stürmten Ärzte und Schwestern herein, zogen ihn schnell um, machten das Bett. Es zeigte sich, dass der damalige Oberst im Justizdienst, Doktor Ečer<sup>18</sup>, kam. Es war nett von ihm, der Junge kam aus Brno (Brünn) und er auch. Damals wurden nach Wiesbaden verschiedene NS-Spitzen überführt, wie z.B. Frank, verschiedene Generäle usw., und Doktor Ečer führte mit ihnen vorläufige Verhöre. Er fragte mich: „Was machen Sie hier?“ „Ich bin im Camp (im Sammellager) und warte, bis man uns nach Hause entlässt. Was soll ich machen?“ Und er darauf: „Das ist zermürbend... Ich mache dir einen Vorschlag, kannst du Deutsch?“ Ich sagte, dass es im Großen und Ganzen ginge, und auch etwas Englisch, mit Polen kann ich mich verständigen, mit Russen auch. „Ich treibe etwas für dich auf.“ Und wirklich, so nach zwei oder drei

---

<sup>18</sup> Bohuslav Ečer (1893-1954) vertrat ab 1943 die Tschechoslowakische Republik bei der UNO-Kommission zur Untersuchung von Kriegsverbrechen. Ab Juni 1945 führte er das tschechoslowakische Team beim Internationalen Militärgericht in Nürnberg. Als ersten verhörte er K. H. Frank, um dessen Herausgabe aus der amerikanischen Gefangenschaft in die Hände der tschechoslowakischen Gerechtigkeit er sich verdient gemacht hatte.

Tagen wurde ich am Tor ausgerufen: „Sie sollen ihre Sachen packen, kommen Sie mit mir.“

Er hatte mir eine Stelle bei einer amerikanischen Einheit in Schierstein besorgt, ich sollte dort übersetzen, wenn kein offizieller Dolmetscher zur Verfügung stand. Damals zeigte er uns auch schon Bilder aus Auschwitz, Sachsenhausen, Dachau und weiteren Konzentrationslagern. Sie können sich vorstellen, vergrößerte Originale, das war furchtbar...

Am 18. Juni fuhren wir nach Hause. Und da wir die ganze Nacht fuhren, klingelte ich am 19. Juni um sechs Uhr bei meinen Eltern. Die Tür geht auf – Vater: „Sie wünschen?“ „Vater!“ (HK)

Ich ging am 25. April fort, ein paar Tage vor dem Ende. Ich war nur ein kleines Stück von zu Hause entfernt. Ich ging bei Nacht und plötzlich fasste mich ein russischer Soldat und zielte auf mich. Ich hatte eine Uniform an – zwar keine braune, als Chauffeur hatte ich eine aus Leder... Sie führten mich zum Verhör. Dort war ein Dolmetscher und fragte: „Von woher gehen Sie?“ Und ich: „Ich war zwangseingesetzt, Tscheche, ich gehe doch nach Hause!“ Er wollte mir immer noch nicht glauben... Damals hatte ich Angst, dass er mich erschießt. Schließlich wurde ich doch entlassen und kam zu meiner Familie, noch bevor die Front überging. (Kuchař)

## NACH SECHZIG JAHREN

Was soll ich dazu sagen. Ich habe zweieinhalb Jahre meiner schönen Jugend verloren und was habe ich davon – nichts, die gibt einem niemand zurück. Ich sage immer, Gottseidank bin ich gesund nach Hause zurückgekehrt, aber sonst...

Ein Glück, dass wir Jungs eine gute Gruppe waren, unsere „Bande“ damals. Wenn jemand ein Paket bekam, kam alles auf den Tisch und wurde genau aufgeteilt. Es gab also keine Rivalitäten, das war gut. Ansonsten, es schadete einem zwar nicht direkt, aber mit welcher „Freude“ man an die Arbeit ging, können Sie sich wohl vorstellen... (Frouz)

Es war nervenaufreibend. Selbstverständlich ging es nicht immer gerade feierlich zu, sie schrien uns an usw., aber wir haben es überlebt. Das Schwerste waren die Luftangriffe, das ging an die Nerven, ich habe damals furchtbar viel geraucht.

(Kroužek)

Das Kriegsende habe ich mit dem Gefühl erlebt, dass sich so etwas nie wiederholen wird. Ich denke, dass jeder Krieg in den Menschen viel Schmerz zurücklässt und die Erinnerungen einen bis zum Lebensende begleiten. (Brázda)

Wir erlebten das damals zum großen Teil wie ein Abenteuer. Heute, wenn meine Enkel irgendwohin müssten, wäre ich wahrscheinlich außer mir vor Angst, so wie damals wohl unsere Eltern. Aber wenn man jung ist, nimmt man das nicht so wahr.

Die Erinnerungen – man hätte nach dem Krieg am liebsten alles so schnell wie möglich vergessen, weil es nicht gerade die besten Jahre im Leben waren und die vielen Ereignisse, die nach dem Krieg kamen, es auch überdeckten. Wir waren froh, dass wir es vergessen hatten. Wissen Sie, die Luftangriffe, jeden Tag war man praktisch in Lebensgefahr. Also versuchte man dies auch mit Humor und auf

ähnliche Weise zu überwinden. Aber wir waren am Leben, haben überlebt. Das war wichtig. (Valeš)

## ENTSCHÄDIGUNG

Sie können sich vorstellen, dass die Entschädigungszahlungen gelegen kam. Geld kommt immer gelegen, obwohl ich nicht auf Geld aus bin. Ich begründe Ihnen das so: In jeder dieser Städte habe ich mindestens einen Luftangriff erlebt. Und ich sah den Zustand der Menschen, wenn sie aus dem Bunker kamen und sahen, wie ihr Haus brennt. Manche rauften sich wortwörtlich die Haare, manche weinten, beteten, knieten nieder, schimpften, waren bereit, Gott zu verfluchen, und manch einer stand nur so da... Als ich das sah, habe ich zu mir selbst gesagt: „Du wirst nie in irgendeiner Weise knausern, du weisst nie was passieren kann.“ (HK)

Auf jeden Fall würde ich mich gerne auf diesem Wege bei allen bedanken, die sich darum verdient gemacht haben – bei den Menschen, die es so viel Mühe und Anstrengung gekostet hat. Bei denen, die sich wirklich darum verdient gemacht haben, dass wir das Geld bekommen haben. (Kostka)

Wir haben es überlebt, jetzt haben wir auf den Rest des Geldes gewartet. Das haben sie uns nach langem Hin und Her ausgezahlt. Sie nennen es Entschädigung, aber ich bitte Sie, was für eine Entschädigung. Ich habe mir den Krieg weder ausgedacht, noch wollte ich dort sein, und wenn ich den uns zustehenden Monatslohn ausrechnen würde, dann könnten sie das nie bezahlen. Plus die ganzen Strapazen, Hunger und das alles, was man dort erlebt hat. Das kann einem niemand je ersetzen und bezahlen. (Brázda)

Um die Wahrheit zu sagen, ich sehe es kritisch: Als ich mich beim Zwangsarbeiterverband meldete, um Mitglied zu werden, und sie schickten mir immer ihre Verbandszeitung, da habe ich immer alles sorgfältig gelesen. Ich habe mitverfolgt, wie mühsam das alles erkämpft werden musste... und bin einverstanden, dass die

Sklavenarbeit von der Zwangsarbeit unterschieden wurde.  
(Kocmich)

Als das mit der Entschädigung begann, hatte ich keine Nachweise. Ich versuchte Kameraden zu finden, damit sie mir als Zeugen eine Bestätigung unterschrieben. Wir waren hier in Budějovice (Budweis) vier von derselben Kompanie. Ich ging also zu einem von ihnen, seine Frau streckte den Kopf aus dem Fenster: „Sie wünschen?“ „Ich bin gekommen, um mit Herrn F. zu sprechen.“ „Da kommen Sie zu spät, er ist schon zehn Jahre tot.“ Und das ist mir dreimal passiert. Danach hatte ich keine Lust mehr... später erinnerte ich mich an einen Kameraden, einen gewissen Špráchal, der unterschrieb es mir und dann noch, wenn Ihnen der Name etwas sagt, Ptáčník, der hat auch unterschrieben und schrieb für mich noch dazu: „Ich unterschreibe es Dir gerne, wenn Sie Dir überhaupt was geben. Ich glaube eher nicht daran.“ Da sagte ich mir, na verdammt, er ist doch Prager, da müsste er mehr wissen. Aber schließlich haben sie das Geld also doch geschickt.

Also, 50 Jahre haben wir es ohne sie überlebt, das ist die eine Sache. Sie konnten es uns geben, mussten aber nicht. Ich selbst werde nichts mehr davon haben, auch wenn ich noch so viel bekäme. So bekommen es meine Kinder und Enkel, mir geht es nicht darum, ich komme mit meiner Rente über die Runden. Zu schimpfen hätte keinen Sinn. Auf wen auch? Man hätte sich damals früher darum kümmern sollen, aber die Deutschen hätten sowieso nichts gegeben, die hatten genug eigene Sorgen. (Frouz)

## JAHRGANG 21

„Die Generationen, die nach uns kamen, können sich nicht mehr in die Gefühle ihrer Vorgänger hineinversetzen – und das ist ganz natürlich. So war es immer mit den Generationen, die nach Revolutionen, Umstürzen und Kriegen, nach vernichtenden Erdbeben, Pogromen, Taifunen, Flutkatastrophen und Pestepidemien geboren wurden. Sie begriffen die Katastrophen nicht mehr, glaubten nicht daran, und das ist völlig gemäß der Logik der dauernd und unerbittlich vergehenden Zeit. Aber der Ordnung halber und um Zeugnis abzulegen: Was hat die Zeit des Krieges, die Nächte voller Flugzeuge und Brände und Tod mit Zehntausenden, Hunderttausenden junger Zwangsarbeiter gemacht, die sich auf einmal – unvorbereitet und ohne vorherige Warnung – sozusagen in der vordersten Linie der Front mitten in Deutschland wiederfanden?“<sup>19</sup>

„Die Jungens merkten, dass eigenartige Veränderungen in ihnen vorgingen. Während der ersten Tage ihres Aufenthaltes in Essen und während der ersten Fliegerangriffe hatten sie fast gar keine Furcht oder Angst um ihr Leben verspürt. Sie hatten alle in gewissem Maße das Gefühl der Genugtuung und Schadenfreude an den Verwüstungen, die Eigentum und Leben derer nahmen, die ihre kriegslüsternen Götter nicht vergaßen und die bei jeder Schramme lästerten und nicht etwa sich und ihre verräterischen Führer verfluchten, sondern die Angreifer und die ganze Welt, und die ihre geballten Fäuste zum Himmel erhoben und von einer fürchterlichen Vergeltung und von erneuetem Blutvergießen und Morde sprachen. Jedoch, auch die oft nur kleinen Angriffe, bei denen manchmal nur ein halbes Dutzend Bomben fiel, diese geringfügigen Abwürfe, die sich nicht selten mehrmals in der Nacht hartknäckig wiederholten, das Auheulen der gräßlichen Sirenen, der fruchtlose Wahnsinn des

---

<sup>19</sup> Ptáčník, Karel: *Život, spisovatelé a já*. Praha 1993, S. 205.

Geschützfeuers und der Schein entfernter Brände, all das hatte in den Burchen eine nachhaltige Wirkung hinterlassen.

Die Nerven ließen nach. Ständig waren die Jungens in Abwehrstellung, erwarteten im Unterbewußtsein irgendeinen Stoß, der auf den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Existenz gerichtet war. Das Lauern und Warten auf das, was ihnen in den nächsten Minuten begegnen könnte, wurde zum Dauergefühl, daß sich in ihnen einnistete wie ein Holzwurm und das an ihrer Sorglosigkeit nagte, an ihrem Mut und an ihrer Ruhe.<sup>20</sup>

---

<sup>20</sup> Ptáčník, Karel: Jahrgang 21. Übersetzt von Bruno Liehm. Berlin 1958, S. 238-239.

## FRAUEN IN DER INDUSTRIE

Ich bekam den Verpflichtungsbescheid am 6. Februar 1944 – „Nichtbefolgung wird bestraft“. Den Schmerz und Kummer meiner Mutter will ich lieber nicht beschreiben. In Nové Město na Moravě (Neustadt) stiegen wir, insgesamt zwanzig, unter Aufsicht zweier Gendarmen in den Zug und in Brno (Brünn) stiegen zwanzig weitere zu. Im erschlossenen Waggon warteten wir mehrere Stunden auf dem Abstellgleis, bevor sie uns ankoppelten. So gelangten wir nach Wien und dann weiter nach Frankfurt. Dort wurden wir auf dem Bahnhof in zwei Gruppen je zwanzig Leute aufgeteilt, und ich zusammen mit noch ein paar anderen kam zur Firma Seeger und Co.

Die zwei Monate meines Lebens in Frankfurt waren die Hölle... Nach einem großen Luftangriff wurden wir dann zusammen mit weiteren Mädchen, die aus Russland kamen, nach Ensheim bei Saarbrücken gebracht, wo der Betrieb eine von mehreren Filialen hatte. Nach all den Strapazen hatten wir endlich eine Weile Ruhe. Es war Frühling, herrliches Wetter und wir hörten ungefähr zwei Monate keine Sirenen.

Gearbeitet wurde 10 Stunden täglich, auch samstags. Manche Mädchen arbeiteten an Maschinen (Pressen), das war gefährlich. Ich arbeitete einige Zeit an einer Bohrmaschine, aber mir gingen immer die Bohrer kaputt, und so schickte mich der Meister zusammen mit Zdena K. in die Küche. Wir verrichteten zwar nur untergeordnete Arbeiten, aber dafür ging die Zeit schneller vorbei. Dort arbeiteten viele Ausländer, ja eigentlich alle. Deutsche waren nur die Meister und die meisten von denen noch Teilinvaliden.

Einige Zeit waren wir im Dorf in einem alten Wirtshaus untergebracht. In einem Haus auf der anderen Straßenseite wohnte eine gute Frau, sie hatte zwei Töchter in unserem Alter und ihr Mann war an der russischen Front verschollen. Sie hatte uns gern, wir gingen immer zu ihr, um unsere Wäsche zu bügeln. Als ich an einer Mandelentzündung erkrankte und schon einige Tage mit Fieber im Lager lag, kam sie zu mir, fasste mir an die Stirn und ging wieder.

Nach einer Weile kam ein Arzt, schaute in meinen Hals, schüttelte den Kopf, nahm die Frau beiseite und sagte etwas zu ihr. Sie gingen fort und nach einer Weile brachte sie mir heißen Tee und ein Federbett. Schade, dass ich mich nicht an ihren Namen erinnern kann, Gott selbst hatte sie uns gesandt.

Der Sommer verlief im Großen und Ganzen ruhig, zwar heulten die Sirenen, oft nachts – dann rannten wir in den Bunker, aber meist bekam es das nahegelegene Saarbrücken ab, dort starben auch viele tschechische Jungen. Sie kamen manchmal am Sonntag nachmittag herüber, um uns zu besuchen, wenn Ruhe herrschte. Aber jedesmal kamen weniger von ihnen.

Der Herbst begann und sie verlegten uns in einen dicht bei der Fabrik gelegenen Raum. Das wurde uns zum Verhängnis. Gerade als die Fabrik mit herbstlicher Tarnfarbe gestrichen wurde, begann über uns ein fremdes Flugzeug zu kreisen und allein die erste Bombe, die auf das Städtchen fiel, vernichtete 8 Menschenleben. Das war am 2. November 1944 während der Mittagspause, als vier unserer Mädchen, die Nachtschicht hatten, im Lager schliefen, ich und weitere drei ruhten uns gerade aus. Ich höre im Geiste immer noch das Geräusch der fallenden Bombe und dann nur noch ein Schlag auf den Kopf. Ich konnte nicht atmen und dann – nichts mehr. Vier Mädchen von uns und vier der russischen von nebenan, einschließlich eines neugeborenen Babys, waren tot. Meine beste Freundin Marie Š., Anna O., Lída V. und Míla K.

Unweit befand sich ein größeres Gebäude, ein Pensionat oder Kloster, es wurde von Ordensschwestern verwaltet. Dorthin trugen sie uns, die sie hatten wiederbeleben können. Ich weiß noch, dass ich wahnsinnige Kopfschmerzen hatte und mir schlecht war. Sie kümmerten sich gut um uns, aber ungefähr nach einer Woche kam ein Offizier, ging einmal durch den Raum und am nächsten Tag mussten wir weg, um verwundeten deutschen Soldaten Platz zu machen. Wir sahen noch den Begräbniszug vorbeigehen – acht Särge aus unbehandelten Brettern.

Dann ging schon alles Knall auf Fall: schnell Sachen packen, Adressen aufschreiben, wohin alles nachgesendet werden sollte (es ist nie etwas angekommen), nur das Nötigste mitnehmen, auf nach Hause. Wir kamen zum Bahnhof, einen Durchlassschein für alle. Die Heimfahrt dauerte eine ganze Woche, die Züge waren überfüllt und ständig gab es Angriffe von Tieffliegern. Ich hatte eine Gehirnerschütterung und so weiß ich gar nicht, wo überall wir durchfuhren, ich hatte die ganze Zeit Kopfschmerzen. In Ordnung gebracht wurde ich erst im Krankenhaus in Nové Město (Neustadt). Aber noch war bei weitem nicht Schluss, ich musste wieder wegfahren, um zu arbeiten, diesmal nach Líšeň (Lösch) bei Brno (Brünn) in die Rüstungsfabrik, wo zur Abwechslung die Russen ihre Bomben abwarfen.

Dann kam das Kriegsende. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Böller, Gesang, Musik, ein Gemisch verschiedener Gefühle, überall lauter Soldaten. Ich konnte mich nicht freuen, bei der Erinnerung an alle, die nicht zurückgekehrt waren. Wir hatten in den 10 Monaten im Reich Momente durchlebt, die man nicht vergessen kann. Meine erste Reise nach Kriegsende unternahm ich nach Vojnův Městec (Münchsberg), um die Mutter von Mařenka (Marie Š.) zu besuchen... Mařenka hatte mich damals gebeten, zu ihrer Mutter zu fahren, falls sie nicht zurückkommen sollte. Ich hielt mein Versprechen und noch lange danach haben Frau Š. und ich uns geschrieben, wenigstens an Weihnachten. (Uherková)

Nach Deutschland zum Zwangsarbeitseinsatz wurde ich am 6. Januar 1944 geschickt, ich arbeitete in Frankfurt am Main bei der Firma Seeger und Co. Im September wurde Frankfurt wiederholt bombardiert und unsere Fabrik, die an der Straßenecke stand, wurde dabei dem Erdboden gleich gemacht.

Sie verlegten uns nach Ensheim bei Saarbrücken. Da war eine große Fabrik, wo verschiedene Arten von Kugellagern hergestellt wurden. Wir fädelten die Lager auf eine Art Dorn und sie wurden

dann mit einer elektrischen Schleifmaschine geschliffen. Dort arbeitete ein junger Deutscher. Er blieb nur kurz da, weil er zur Armee eingezogen wurde. Vor seinem Fortgang musste er mich noch einarbeiten – der Meister hatte uns nämlich alle um den Tisch gesetzt und beobachtet, welche am besten arbeitete. Er wählte mich aus, und so arbeitete ich dort, bis die Fabrik ausgebombt wurde.

Wir arbeiteten von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens, dann schliefen wir. Nachmittags kochten wir uns etwas, wuschen die Wäsche, sammelten Äpfel und Kartoffeln und um 18 Uhr ging es wieder an die Arbeit. Ich habe dort niemanden kennengelernt, es war keine Zeit dafür. Unser tägliches Programm war: Arbeit, Kochen, Waschen, Schlafen und wieder an die Arbeit.

Als unsere Umgebung bombardiert wurde, fielen beim Abflug auch Bomben auf die Fabrik und auf unser Lager. Alles lag in Schutt und Asche... Die Vertreter der Firma Seger und Co. fuhren uns nach Königstein, wo wir bis Ende November 1944 arbeiteten. Anfang Dezember 1944 kam aus Prag irgendsoein Beamter... er erledigte für uns alle Formalitäten und brachte uns von dort weg nach Prag. Auf dem Arbeitsamt wurde uns mitgeteilt, wir sollten uns innerhalb 4 Tagen bei der Firma Philipps in Vysočany melden. Dort arbeitete ich bis zum Kriegsende. (Němečková)

Unser Transport im Februar 1944 bestand aus mehreren Hunderten junger Leute, Jahrgang 1924. Wir wurden nach Wiener Neudorf gebracht, wo die Vertreter der einzelnen Fabriken sich Arbeiter aussuchten. Uns wählte die Firma Seeger aus und so kamen wir nach Frankfurt am Main. Ich arbeitete an der Schleifmaschine. Frankfurt wurde praktisch täglich bombardiert – immer nachts. Nach einem Monat fand ein großer Luftangriff auf Frankfurt statt. Die Fabrik und unsere Unterkunft wurde völlig zerstört. Drei Tage waren wir im Bunker und dann verlegten sie uns nach Ensheim.

Am 2. November 1944 kamen Flugzeuge – Tiefflieger. Sie schossen aus Maschinengewehren und warfen 2 Bomben dicht bei der

Fabrik und dem Lager ab. Ein Teil der Fabrik und unser Lager, wo wir zusammen mit russischen Mädchen untergebracht waren, stürzte ein und verschüttete von uns 8 Mädchen und auch die Russinnen. Vier tschechische Mädchen wurden tot aus den Trümmern geborgen, wir vier wurden, wie wir später erfuhren, bewusstlos von russischen Kriegsgefangenen, die in der Fabrik arbeiteten, ins Krankenhaus gebracht. Zu der Zeit war die Front bereits nähergerückt, Anfang Dezember 1944 wurde das Städtchen mitsamt dem Krankenhaus evakuiert. Ich wurde zurück nach Frankfurt verlegt und von dort nach Hause entlassen. Die toten Mädchen sind in Ensheim beerdigt. (FV)

Wir waren 6 Kinder, 4 Jungen und 2 Mädchen. Ich war die Jüngste in der Familie, im Jahre 1938 war ich 14 Jahre alt. Ich besuchte die Wirtschaftsschule, das Leben auf dem Dorf war schwer, aber relativ ruhig. Ich konnte mir als kleines Mädchen nicht vorstellen, was das sog. Protektorat Böhmen und Mähren bedeutet und wie es mich später prägen würde. Für unsere Familie war es sehr schlimm. Meine zwei Brüder mussten zur Zwangsarbeit – Josef nach Wien, Karel nach Merseburg. Der damalige Bürgermeister der Gemeinde versprach meinem Vater, es so einzurichten, dass ich nicht auch noch wegmüsste, da die Eltern schon alt waren und meine Hilfe brauchten; die übrigen Geschwister waren schon aus dem Haus. Allerdings hielt der Bürgermeister sein Versprechen nicht ein und meine Mutter brach psychisch zusammen. Sie hatte furchtbare Angst, ich würde nicht zu ihr zurückkehren.

Zur Musterung kamen 8 Leute, aber nur ich fuhr letztendlich ab. Mein Vater brachte mich mit dem Schlitten nach Nové Město na Moravě (Neustadt). Dort wurden wir zusammen anderen in den Zug verfrachtet und fuhren los, einem unbekanntem Ziel entgegen. Der Zug war streng bewacht, damit wir nicht flüchten konnten. Wir kamen in Frankfurt am Main an und gleich am nächsten Tag bekamen wir einen ordentlichen Schock – wir erlebten den ersten und bei weitem nicht letzten Luftangriff auf die Stadt. Wir liefen die

Straße entlang, in einer unbekanntem Stadt, wussten nicht, wo wir uns verstecken sollten, und riefen entsetzt: „Mama, hilf uns!“ Bis heute habe ich einen Horror vor Flugzeugen.

Wir hatten keine Unterkunft und so schliefen wir anfangs in der Fabrik, aber die Luftangriffe steigerten sich und sie bauten uns eine Art Hütte im Wald... Die Fabrik hatte eine Filiale im Saarland, in Ensheim, und dorthin wurden wir eines nachts gebracht, weil infolge der Luftangriffe die Fabrik in Frankfurt beschädigt worden war. Ich kann mich erinnern, dass es freitags so etwas wie Buchteln zum Essen gab und sonntags mussten wir nicht in die Fabrik. Ein Problem waren die Wanzen, das war furchtbar, man konnte nicht schlafen und gearbeitet werden musste trotzdem... Wir konnten kein Deutsch, nur ein Mädels, das bei einem Deutschen als Dienstmädchen gearbeitet hatte, beherrschte die Sprache. Ich erinnere mich, wie ich nach Hause schrieb und um ein Stück von unserem Brot bat. Erstaunlicherweise kam es an, ging also unterwegs nicht verloren, aber der kleine Brotlaib war ganz schimmelig, und so verfütterte ihn schließlich eine der Deutschen an ihre Schweine.

Nach der Rückkehr aus Deutschland war ich in der Fabrik Avia Letňany zwangseingesetzt, wo Granaten für die deutschen Truppen hergestellt wurden, und dort erlebte ich die Befreiung und das Ende des Krieges. Ich wohnte bei meiner älteren Schwester Ludmila, die dort verheiratet war. Ihr Mann musste nach Terezín (Theresienstadt)<sup>21</sup>, zum Glück kehrte er zurück, starb allerdings nach dem Krieg an den Folgen der durchgemachten Strapazen. Die Schwägerin meiner Schwester mit ihrem Mann und der 7jährigen Tochter Helenka wurden ebenfalls nach Terezín (Theresienstadt) und von

---

<sup>21</sup> In Terezín (Theresienstadt) befand sich während des Zweiten Weltkrieges ein Ghetto.

dort ins Konzentrationslager abtransportiert und kehrten nie wieder zurück.

Ich heiratete einen Jungen bei uns aus dem Dorf, der während des Krieges auch im Reich gewesen war, in Wien. Er war gelernter Schneider, aber musste dort als Maurer arbeiten. Wir haben 2 Töchter, 3 Enkelsöhne und eine Enkeltochter. Dieses Jahr im Sommer bin ich 80 Jahre alt geworden... Ich habe ein schweres Leben gehabt, voller Entsagung, die Erinnerung an den Krieg tut mir bis heute weh, ich will mich nicht mehr daran erinnern, an so grausam gezeichnete junge Jahre.

Das Schrecklichste war, dass ich auch nach dem Krieg über Jahre hinweg von Träumen verfolgt wurde; jahrzehntelang träumte ich, wie wir bombardiert werden, wie wir flüchten und wie dort die Kolleginnen ums Leben kamen. Das ganze Leben habe ich Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und leide unter Gereiztheit. Und darum wünsche ich mir, dass meine Kinder, Enkel und weiteren Nachkommen nie mehr die Schrecken von Krieg, Versklavung und Überheblichkeit eines Volkes gegenüber anderen – mit all den Folgen, die das mit sich bringt – erleben müssen. (Kinclová)



## **DOKUMENTENANHANG**

Es gab dort kein Verbot, dass wir nicht hätten fotografieren oder eine Ansichtskarte kaufen dürfen, aber ein Waffenarsenal zu fotografieren war nicht erlaubt. (Kostka)

